

UC-NRLF



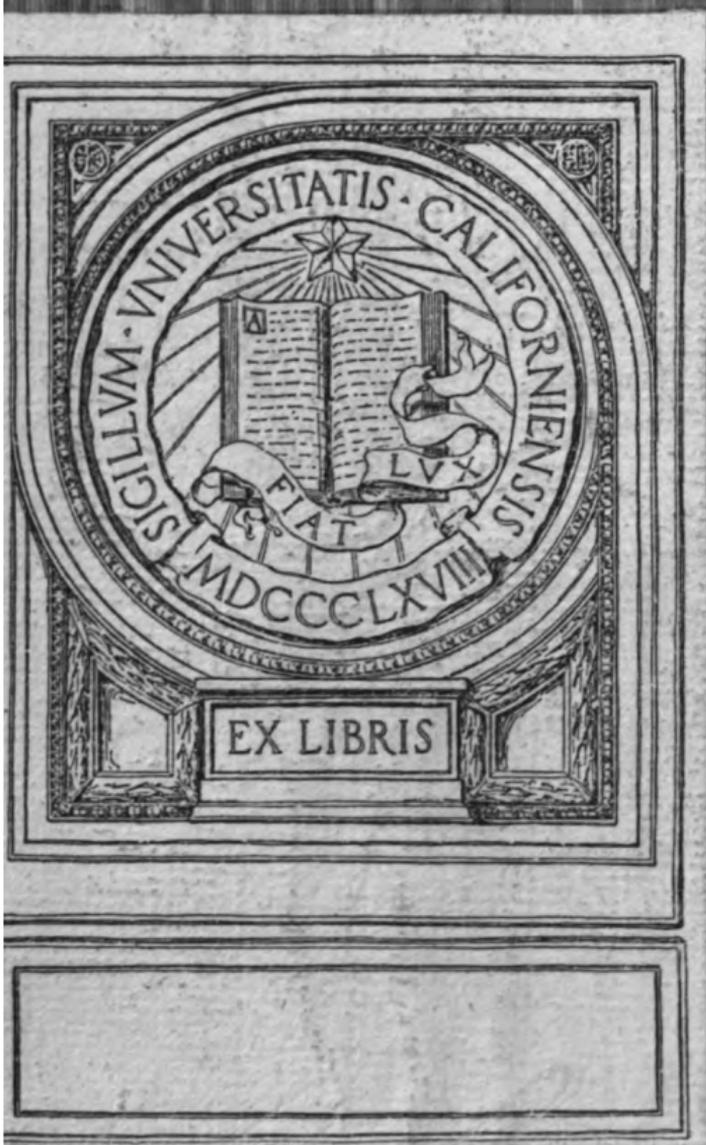
\$B 472 102

Caroline von Humboldt

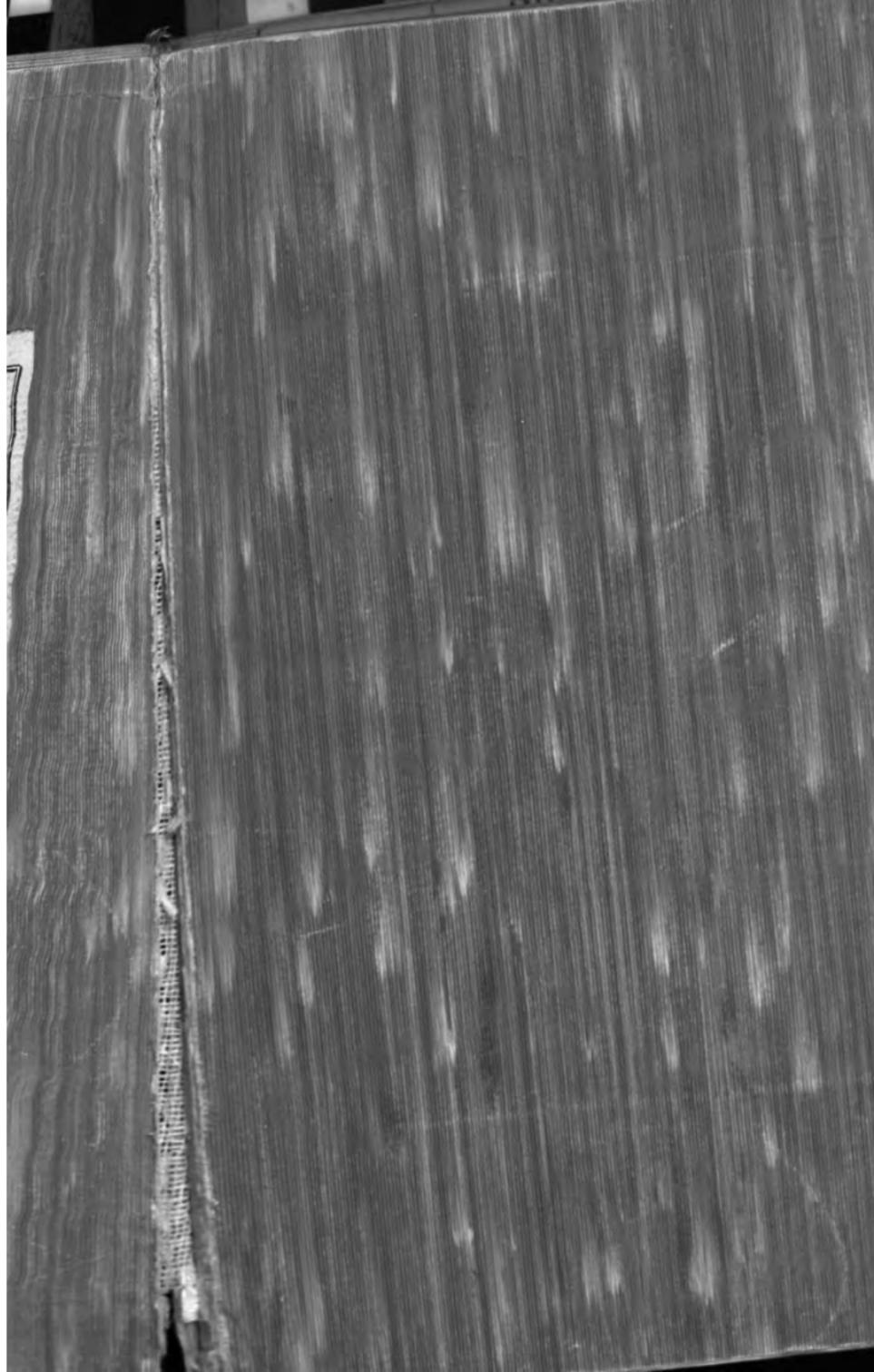
von

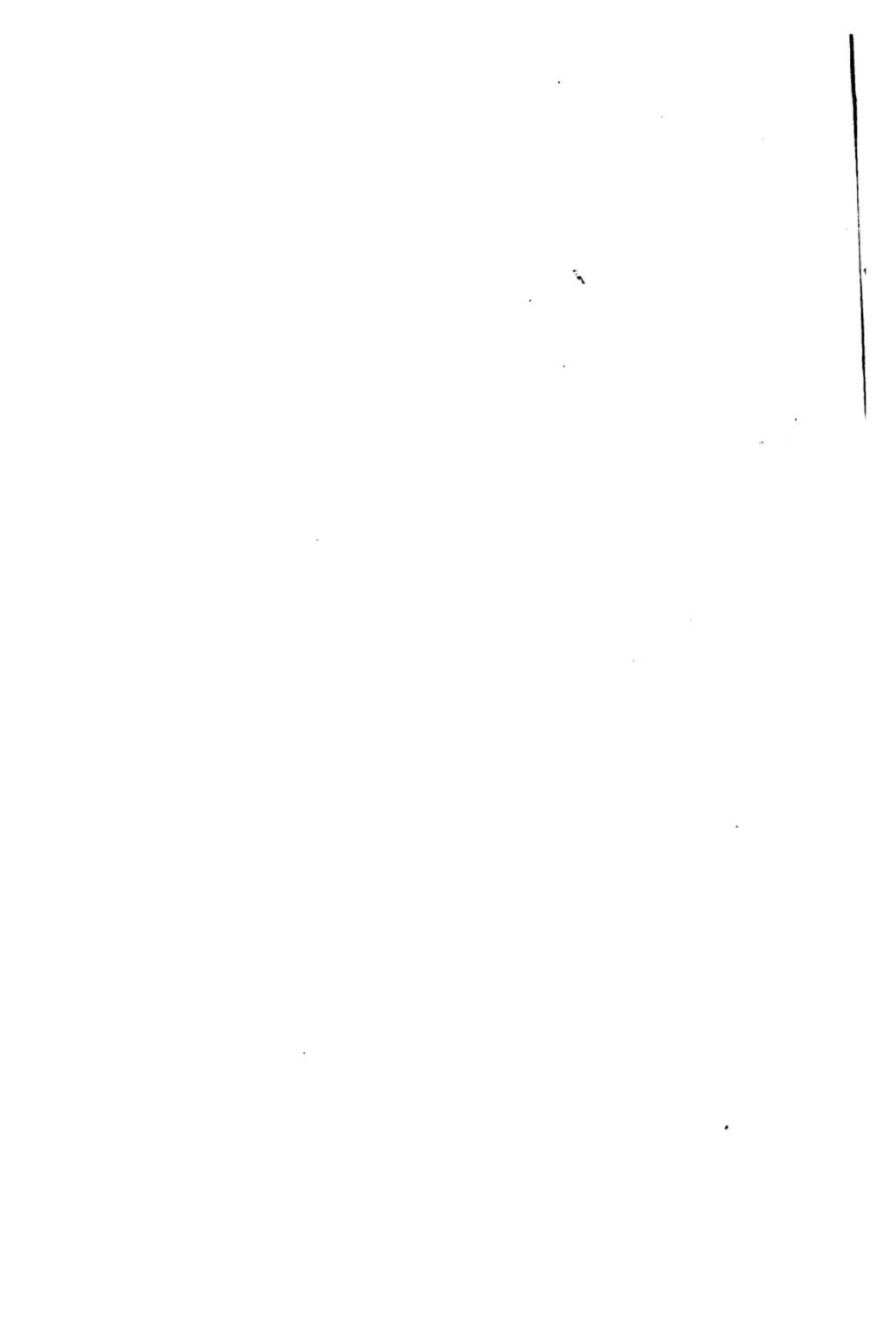
Alfred Wien

V.S.K.



EX LIBRIS





U.S. DEPARTMENT OF
COMMERCE

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

XVI

Caroline von Humboldt



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

1912

Caroline von Humboldt

Von

Alfred Wien

Mit fünf Kunstdrucken



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1912

CT 3200
F7
1/16

VO VMU
ABSORBIA

Druck von Belhagen & Klasing in Bielefeld.

1916

280762



*Caroline von Humboldt mit ihrem Sohn
Theodor. Gemälde von Gottlieb Schick*

Ein regn
zweiun
Dacheröde
tieft in ein
halb Jah
Wilhelm
überschw
sich der
paßt: „I
Herz sich
nungen
ein warr
mich ver
zu knüpf
schwester

Das
1766 zu
präsiden
Dacherö
garten,
ihrem I
der mut
Geschwi
Bruder
Spigna
Wie

1. Kapitel

„Laß deine Gegenwart bald sie vollenden . . .“

Ein regnerischer Julitag des Jahres 1788. Das zweiundzwanzigjährige Fräulein Caroline von Dacheröden sitzt auf ihrem Zimmer zu Burgörner, vertieft in ein Schreiben an den Freund, den etwa anderthalb Jahre jüngeren Studiosus der Jurisprudenz, Wilhelm von Humboldt in Göttingen. Es ist ein etwas überschwenglicher Brief, dessen trübsselige Schwärmerei sich der Regenstimmung da draußen gefühlvoll anpaßt: „Denke, daß ich in einer Wüste lebe, wo mein Herz sich von Erinnerungen tränkt und von Hoffnungen nährt. Laß dir sagen, daß ich gut bin und ein warmes liebevolles Herz im Busen trage, daß mich verlangt, es mit heiligen Banden an das deine zu knüpfen, und daß es dir entgegenwallt mit reiner Schwesterlicher Liebe“ . . .

Das Schreibende Fräulein ist die am 23. Februar 1766 zu Minden geborene Tochter des Kammerpräsidenten und Erbherrn Karl Friedrich von Dacheröden. Die Mutter, eine geborene von Hopfgarten, ist ihr früh entrisen — Caroline war bei ihrem Tode erst acht Jahre alt —, der Vater widmete der mutterlosen Tochter nie viel Zeit; auch eigentliche Geschwisterliebe blieb ihr versagt. Der einzige Bruder, der ein Jahr ältere Ernst — er führte den Spitznamen „das Sternbild“, oder auch kurzweg

„das Bild“ —, später Domdechant zu Naumburg, ist ein gutmütiger Mensch, aber ein hohler Kopf von eingebildet geziertem Wesen, ein leerer Schwäger. Er fühlt sich auf dem Gipfel der Glückseligkeit, wenn er möglichst viel Leute findet, die seinem entseßlich quälerischen Berede und Fragen um nichts und wieder nichts geduldig zuhören; er kann der Seele der Schwester wenig geben, noch weniger ihr etwas sein. „Papa möchte“, schreibt Caroline gelegentlich in ihrer knappen, motanten Weise, „das Bild heiratete . . . , aber es will nicht, es müßte denn ein sehr reiches Mädchen sein, und ein sehr reiches Mädchen wird sich vor das Bild bedanken“. So wächst das bei aller Sentimentalität in lustigen Einfällen oft überschäumend fröhliche Mädchen in der „Wüste“, der Einförmigkeit des väterlichen Hauses, doch recht einsam heran. Unter der peinlich genauen Obhut einer stocksteifen, pflichttrodden Gouvernante, der Madame Dessault, fristet sie eine zurückgezogene, streng behütete Jugend, wie sie ihrem wachen Gefühlslieben, den heißen Sehnsüchten ihres Herzens nicht zusagen kann. Sie wird daher der ehrbaren Dame genug zu schaffen gemacht haben; sie selbst nimmt nicht Anstand, sich als ein „wirklich sehr verdorbenes kleines Geschöpf“ zu bezeichnen. Von ihrem grollenden Übermut legt beredtes Zeugnis ab der humorvolle Entwurf einer Zeichnung: Theseus — im äußersten „Stand der Natur“ — empfängt von der Ariadne den Knäuel. Eine Allegorie: Theseus — Wilhelm von Humboldt; sie selbst, Ariadne, gibt ihm den Faden, der ihn durch das Labyrinth des Lebens führen soll. „Sehr schön“, meint ein Freund des Hauses, „wer aber ist der Minotaurus?“ —

Die Antwort erfolgt prompt und ohne Besinnen: „Die Dessault“. — Den Sommer verlebte man für gewöhnlich auf den Gütern Burgörner im Mansfeldischen oder Auleben in der Goldenen Aue, den Winter in Erfurt. Hier brachte wenigstens ein ziemlich geselliger Verkehr hochwillkommene Abwechslung in die unbefriedigende Eintönigkeit. Den Mittelpunkt bildete da das Haus des Koadjutors und Statthalters des Kurfürsten von Mainz Karl Freiherrn von Dalberg, eines Verwandten des Kammerpräsidenten von Dacheröden. Ein Mann von großer Feinheit des Gefühls, Anspruchslosigkeit und Unbefangtheit des Wesens, schneller Auffassungsgabe, unendlicher Grazie, unerschöpflich in immer neuen Anregungen zu lebhaftem Ideenaustausch, vereinte dieser vielumschwärmte, vielgefeierte Kirchenfürst einen glänzenden Freundeskreis um sich. Auch Caroline versinkt vor seiner Größe in tiefer Anbetung: „Man fühlt sich an ihn gebunden mit den Banden der zartesten Liebe . . . Dieser Glaube an Menschen, diese Jungfräulichkeit der Seele, dieser unaussprechliche Sinn . . . man faßt es nicht, aber in seiner Nähe fühlt man das Walten seines Geistes. Sich selbst empfindet man schöner und besser“. Die Geschichte freilich hat Dalberg gerichtet: wie so viele der kleineren Rheinbundfürsten, spielte er nachmals als Werkzeug Napoleons gegen das eigene Vaterland in heimlicher und offener Intrige eine klägliche, politisch verwerfliche Rolle. Er trankte an dem Gemeingebrechen seiner Zeit. —

Bevor nun das Fräulein von Dacheröden ihren Brief an den Freund siegelt, schreibt sie auf eine noch leere Seite ein paar Begleitzeilen an den

Überbringer, ihren heimlich Verlobten: Karl von Laroche. Durch ihn ist Carolinens erster schriftlicher Verkehr mit Wilhelm von Humboldt, den sie persönlich noch garnicht kannte, überhaupt angebahnt, nachdem dieser durch Henriette Herz, die Wittin des reichen Arztes Martus Herz, in den Berliner Jugendbund, dem auch die Verlobten angehören, feierlichst aufgenommen worden. Dieser Bund war ein verschwommenes Produkt „der Sehnsucht nach einer romantischen Oase mitten in der rationalistischen Wüste“, eine unglückliche Verschmelzung der schon halb überwundenen Berliner Aufklärung mit dem neu erwachten Interesse für alles menschliche Empfinden. Hatte man vordem einseitig kühl abstraktem Denken gefrönt, Phantasie und Empfinden mit selbstkluger Verachtung ausgeschaltet, so wollte man nunmehr auch den Bedürfnissen des Herzens Rechnung tragen: Kopf und Herz. Man begann in Berlin zu schwärmen, und eine unausgetragene Geburt dieser ziellos vagierenden Richtung war der Jugendbund. Eine Reihe der geistvollsten Männer und der in jeder Hinsicht begabtesten Frauen zählte zu seinen Mitgliedern: sie alle befallen von dem gleichen Krankheitsbazillus der Empfindsamkeit. Der Zweck war gegenseitige geistige und sittliche Erziehung; vom ersten Tage verband alle Mitglieder — auch auswärtige rechneten dazu — in gegenseitiger Anrede das trauliche Du. — Gar so leicht hatte man Wilhelm von Humboldt die Aufnahme übrigens nicht gemacht. Seine gesund sinnlichen Herzensneigungen — ihre Zahl war nicht gering — ließen ihn anfangs „unrein“ erscheinen. Eine Reue Szene mit bitteren Tränen und dem nachfolgenden Belöbntis

künftiger Besserung — eine Szene, so recht „nach dem Geschmack der Weiber“ — mußte vorangehen, ehe man ihm Absolution erteilte, und er der Mitgliedschaft für würdig befunden wurde.

Humboldt beantwortet den Brief der noch ungelannten Freundin mit einem Gedicht, das dem übertriebenen Gefühlston ihres Briefes in nichts nachsteht. Wie überschwenglich nichts sagend das Beständnis:

„ . . . Daß, versenkt in Himmelschwärmerei,
Ich in Lina lebe, webe, sei!“

Dann spricht er das sehnsüchtige Verlangen aus, an ihren Schwesterbusen gedrückt zu werden; weiter ist die Rede von trunkenen Unbewußtheit, Pilgerleben, Sternenland, Unsterblichkeit, von dem „Liebesband, das die Tugend selbst geschlungen“, von dem unvermeidlichen Vergleich zwischen diesem armseligen Erdenrund und den besseren Sphären. So ist denn diese Freundschaft beiderseits in einer den phantastischen Satzungen des Tugendbundes durchaus entsprechenden, würdigen Weise angetragen und erwidert. Nun aber will man sich doch auch von Angesicht kennen lernen; eine persönliche Begegnung in Burgörner soll sobald als möglich erfolgen. Wie jedoch den Vater Kammerpräsident von der Notwendigkeit des Besuches überzeugen? Er würde wohl große Augen machen bei dem Ansinnen, so plötzlich ohne hinreichende Begründung einen ihm völlig unbekanntem „Freund“ seiner Tochter empfangen zu sollen. Und ihn in das Geheimnis dieser Freundschaft einzuweihen, davon kann bei seinen ganz unmodernen Ideen selbstverständlich garnicht die Rede sein. Er würde der Angelegenheit

kein Verständnis entgegenbringen und seine Einwilligung versagen. Das kluge Fräulein von Dacheröden weiß aber Rat: Die „Feuermaschine“ mag zum Vorwand dienen. Das ist eine der ersten Dampfmaschinen Deutschlands, die in dem benachbarten Hettstedt aufgestellt und für den dortigen Bergbau auf Kupfer und Silber in Betrieb genommen war.

So kommt denn Wilhelm gegen Ende August nach Burgörner unter dem Vorwande, die Feuermaschine zu besichtigen. Freilich, viel haben die beiden „Freunde“ nicht von einander; nur verstoßen, tief verborgen im Schatten der „verschwiegenheiligen“ Laube, in steter Angst vor unliebsamer Überraschung durch den Vater, kann Caroline den „Schwestertuß“ auf des Freundes Stirn hauchen und ihn ein paar Augenblicke an ihr „liebewallendes“ Herz betten. Dann sieht sie ihn ein letztes Mal den Pappelgang hinunter gehen, zu Pferde steigen und schnell davonreiten, in scharfem Trabe, wie er dem Ungestüm, dem Stürmen in seinem Inneren entspricht. Ach, nur zu bald entschwindet er ihrem Blick. Einsam, an einen Baum gelehnt, bleibt sie zurück und erleichtert ihr übervolles Herz in strömenden Tränen, ganz versunken in Erinnerungen und mannigfaltige Gefühle. Bis sie das Blasen des Postillons aus dem wachen Traume aufschreckt, das Posthorn und der — mit ihren Tränen um die Wette strömende Regen: „Es regnete heftig, ich merkte erst beim Nachhausegehen, daß ich durchaus naß geworden war“. Und am Abend steht das Fräulein am Fenster ihres Zimmers, sieht den Mond hinter dem Kirchberge aufgehen: freundlich über-

gießt sein silberner Schein das schlummernde Thal und der Hügel stillen Kranz, und ihr Geist versinkt in tiefe Trauer, sie weint im Genuß der reinsten Wonne die Träne des Schmerzes, ihre Gedanken folgen dem Freund auf einsamen Wegen, das Wehen ihrer Liebe geleitet ihn.

Und das alles nichts als gemachte rührselige Schwärmerei. Denn von Liebe zu einander wissen die Herzen der beiden jungen Menschenkinder zunächst nichts. Beide fühlen sich durch anderweitige Bande der Neigung gebunden: Caroline an Karl von Laroche, Wilhelm an die geistig bedeutende und tief leidenschaftliche Therese Forster, die Gattin des hochgefinnten unglücklichen Georg Forster, des nachmaligen Revolutionärs, die er im Hause ihres Vaters, des genialen Philologen Heyne zu Göttingen kennen gelernt hatte. Dennoch spinnt sich der Briefwechsel zwischen Caroline und Wilhelm in derselben phrasenhaften Sentimentalität unverändert fort; hin und wieder freilich schwingt ein tieferer Unterton mit, ein unbeschreibbares, noch kaum bewußtes Empfinden wird wach, ein Hangen und Bängen in süßer, schwebender Pein. Aber beide fürchten zunächst noch den Widerstand in sich selbst; und als sie dann über die eigenen Gefühle zur Klarheit gekommen, wäghen sie einer im anderen unüberwindliche Schranken und verschleiern das tiefe Sehnen des Herzens in rührender Sorgfalt. Auch ein zweites und drittes Zusammentreffen in Erfurt und Burgörner bringt in ihre Beziehungen keine Änderung. Dann erleidet das eigenartige Verhältnis eine Unterbrechung: Humboldt hat sein Studium beendet und unternimmt eine Reise nach

Paris, wo die Merkwürdigkeiten des alten, die Wunder des neuen Frankreichs seinen lebhaften, Bildung heischenden Geist fesseln und ausschließlich beschäftigen. Von Paris geht es nach der Schweiz, deren große Naturwunder sein trunkener Sinn mit Entzücken in sich aufnimmt. Während der Abwesenheit des Freundes begibt sich Caroline nach Lauchstädt, um in den dortigen Bädern Heilung zu suchen von einem schweren Brustleiden. Hier trifft sie mit Laroche zusammen und mit ihrer Freundin Charlotte von Lengefeld, die sich kurz darauf mit dem gleichfalls in Lauchstädt weilenden Schiller verlobt.

Inzwischen hat sich eine andere gute Freundin, die Schwester Charlottes, Caroline von Beulwitz, damals noch Gattin des Legationsrats von Beulwitz, der Sache der heimlich voreinander Liebenden hilfreich angenommen, hier geforscht, dort aufgeklärt; so ist denn der Boden bereitet. Am 16. Dezember 1789, dem Abend des Wiedersehens nach mehrmonatiger Trennung, auf einem Ballsouper erfolgt die so lange gewaltsam zurückgehaltene Aussprache. Unbeobachtet stehen Wilhelm und Caroline in einer Erker niche am Fenster: „Wirst du mit mir glücklich sein können, Lina?“ Das tiefe Gefühl der Wahrheit entreizt dem Mädchen ein rasches Ja. — „So sind wir von jetzt an vereint.“ — Der freundlich gütige Karl Laroche tritt willig entsagend zurück, nichts gilt ihm mehr, als das Glück der Geliebten, und er versteht: mit dem ihm geistig so unendlich überlegenen Humboldt wird sie glücklich werden — glücklicher, als mit ihm. „Nimm die Überzeugung, liebe Lotte“, schreibt er ein paar

Monate später an Charlotte Lengefeld, „daß ich mich glücklich fühle — und freue dich dessen . . . Die man liebt, glücklich zu sehen, ist eine reiche Ernte im Leben, die man mit keiner Aussaat, mit keiner Mühe zu teuer erkaufte . . . Könntest du mein ganzes Inneres durchschauen, liebe Lotte, du würdest Freude an mir haben, aber sagen kann ich es nicht, wie mir ist . . .“ Und in beispielloser Selbstentsagung berichtet er von der einstigen geliebten Braut: „Ob sie glücklich war! — Lotte! ach, sie war es so sehr, — das war ein Anblick, Lotte! der Teufel in Engel hätte verwandeln können, wenn man dies hohe, so rein geschöpfte Glück sprechend über das ganze Mädchen ausgegossen sah. Ich war unaussprechlich glücklich!“ — — „Es gibt eine Liebe, die gleichsam nur hineinschaut in dies Leben, aber aus dem Himmel hereinschaut. Das war, das ist die seine“, schreibt Caroline viele Jahre später in einem Briefe vom Mai 1821.

Ob sie glücklich waren! — Zwei Wesen hatten sich zusammengefunden, wie geschaffen, einander zu tragen und emporzuheben in wechselseitigem Streben und Sichbemühen zur Fülle vollendeter Menschlichkeit, sich zu gatten und zu verschmelzen in der ganzen ungebrochenen Stärke ihrer vollen Jugendkraft — zum Ziel der Arbeit an einer immer vollkommeneren Regsamkeit des inneren Lebens der Seele, an ihrer Wesen höherem Sein. Was ist Höhe des Menschentums? „Freiestes Bewußtsein in der glühendsten Empfindung“, jener Zustand der Harmonie, in dem alle Kräfte des Verstandes und des Herzens sich leicht entfalten zu einem schönen Spiel, in dem einerseits die Vernunft das Empfindungs-

leben vor dem Herabsinken von der Sinnlichkeit zum rein körperlichen Genuß, andererseits die stets wache Sinnlichkeit der Empfindung das helle Sein des Verstandes vor Trockenheit und Kälte bewahrt. Diesem Ziele strebten beide unablässig zu.

Humboldt: reizbar, von fast weiblicher Empfindsamkeit, größter Zartheit des Denkens und Fühlens. Gleichwohl schützen ihn ein ernstes Wollen, ein stark hervortretender Hang zur Selbstbildung und Selbsterziehung vor Weichlichkeit und Laskheit der Lebensführung. Selbstbildung: „Alles Wirken auf andere geht von dem Wirken auf sich aus.“ Sie soll ihn befähigen, den einen umfassenden Zweck stets vor Augen zu behalten: „Mannigfaltigkeit in der Ausbildung, Sinn für Gabe und Genuß jeglichen Grades und jeglicher Art,“ dabei aber „Kraft genug, diese Mannigfaltigkeit aufs Höchste zu vereinfachen, das Viele immer auf das Eine zu beziehen“, und wiederum „in jedem Einzelnen immer Seiten zu finden, wo es mit allem zusammenschmilzt.“ Von ausgeprägtester Sinnlichkeit, zum Genuß prädestiniert: „Der höchste Genuß ist mir höchstes Gut.“ Darin ganz ein Kind seiner Zeit, die den Epitüräismus auf ihre Fahnen geschrieben. Aber nicht im Genuß verloren: Der Adel seiner Natur, „die überwiegende Richtung auf das höhere intellektuelle und Empfindungsleben“ hält ihn heilsam zurück von aller Gemeinheit und Frivolität. Genießen — ja: Alles dient im letzten Grunde dem Wachstum menschlicher Kraft und menschlichen Genießens. Aber der höchste Genuß ist im Wirken. Wer ihn nicht darin sucht einzig und allein, für den muß das Leben unausfüllbare Leeren besitzen: Er will nicht müde werden,

immerfort und ununterbrochen hinblickend auf den größten Nutzen, den er in seinem Wirkungskreis stiften kann, tätig zu sein und zu arbeiten. So das Belohnnis des zweiundzwanzigjährigen Jünglings. Der Mann bewährte es durch die Tat. Reizbar, aber stark.

Caroline. Wir besitzen kein Bild aus der Zeit ihrer Jugend. Aber Äußerungen und Urteile aus dem Munde der Umgebung, vornehmlich Schillers, kennzeichnen sie als ein „unvergleichliches Geschöpf“, eine „idealistische Erscheinung“, von zartem Körperbau, klassisch edlen Zügen; die tiefblauen Augen verliehen dem Antlitz eine gleichsam durchgeistigte Schönheit, als durchleuchte die Seele ihre irdische Hülle. Tief verborgen im heiligen Dom ihres Innern das unverfälschte Streben, immer das Größte in sich aufzunehmen mit offenen Armen, mit allen Fibern der Erkenntnis, ein ewiges Sein in schönen geistigen Gestalten, deren „lebendigster Anblick“ ihr „glühendstes Leben“ ist. Und Humboldt selbst: „Was ich immer nur zerstreut fand in allen anderen“, schreibt er an die Geliebte, „ist vereint in dir. In allen guten Seelen ist Freude an moralischer Vollkommenheit, in allen feineren Sinn für Schönheit und Grazie, in allen genießenden Wesen Sehnen nach Fülle und Glück. In dir wird jede Ansicht der Vollkommenheit Anblick der Schönheit, jedes Sehnen nach Genuß Sehnen nach dieser entzückenden begeisternden Erscheinung . . . Mit bewundernswürdiger Erschlossenheit des Sinnes siehst du überall jene Gestalten, welche Schleier sie auch umhüllen mögen. Das ist deine Freude an den Schöpfungen der Natur, das an den Nachbildungen der Kunst. Und im Menschen. Wie du da die Urschönheit des Wesens in den ein-

fachsten, abgerissensten Äußerungen wieder erkennst, wie du dich hineinversehst in fremde Ideen und Empfindungsgang, dafür hat die Sprache keinen Namen." In Caroline ist ihm das Ideal alles menschlichen Seins Wirklichkeit worden: „Es vernimmt dich niemand wie ich“. Doch auf dem Grund dieser schönen Seele — so echt menschlich — ein Gären und Ringen verhängnisvoller dunkler Gewalten, ein Kämpfen über Abgründen des Empfindens. Da schlägt ein heißes Herz, unerfülltlich im Wünschen, unbändig im Begehren: „Es hat mir viel Mühe gekostet, ehe ich es gelehrt habe, sich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen.“ Sie kennt sehr wohl die Gefahr. Gleich in einem der ersten Briefe an Wilhelm deutet sie den späteren Lebenskampf vollbewußt an; sie spricht darin von „namenlosen Gefühlen“, in denen sie beinahe „versunken“ wäre, „fortgeschwommen“: „Aber auch besser, uneigennütziger, reiner stehe ich von diesem Kampfe auf, mit dem festen Entschluß, jeden Moment meines Lebens nur dazu anzuwenden, eine Stufe der Seelenstärke zu erlangen, auf der mich der Sturm nicht mehr so ergreifen kann, mich hinabzuwerfen in eine solche Tiefe des Jammers“. Und dann die ergreifende Bitte: „Gib mir deine liebe Hand und hilf mir mit aufwärts.“ Noch unzweideutiger äußert sie sich über den inneren Konflikt, der ihre Seele zerreißt, in einem späteren Schreiben: „Manchmal erschred' ich vor der Wildheit in mir, und dann hab' ich doch auch wieder Augenblicke, in denen ich meine Seele neu geboren fühle in göttlicher Kraft, jugendlich schön, aufstrebend und einem neuen Dasein erschlossen. . . Dann bin ich mir selbst heilig.“

Und sie kostet diese ekstatischen Momente der Selbstheiligung im Anschauen ihrer grenzenlos hingeebenen Liebe, im trunkenen Versunkensein in den Anblick des Geliebten, dem alle Pulse ihres Herzens in sehnsüchtigem Verlangen entgegenschlagen: „Es ist, als wollte nichts in mir die Arbeit meines Herzens unterbrechen.“ In solchen Stunden des inneren Auf- und In-sich-hinein-Lauschens wird ihr die selige Empfindung der Fülle und des Friedens zum Dankgebet an den ewigen Vater, den ordnenden Verstand über uns, aus dessen gütiger Hand sie all ihr Glück voll Demut empfängt. Und der Dank wird zum Gebet. Es ist wie ein stilles Reden im tiefen Schweigen der Seele: „Laß uns das Beste finden, denn das wollen wir.“ O, sie erkennt es so klar: die Liebe ist des Weibes Element und seine Bestimmung. Die Liebe ist Leben, die Liebe ist Sein. Einem anderen muß sie angehören — erst dann ist das Wesen vollendet. Im Geliebten findet das Weib sich selbst; sein Dasein rings zu erhellen, Freude zu geben: das ist ihr Beruf. — Und nun fällt auch die zweite Stimme harmonisch ein, der Hymnus dieser begeistertsten irdischen Liebe, in den immer wieder die Glocken der himmlischen hineinlingen, schwillt an zum herrlichen Wechselgesang, zur innigsten Zwiesprache zweier gleichgestimmter Seelen, die eins geworden, ganz ineinander aufgegangen und verschmolzen sind: Meine eigene Seele finde ich in dem entzückenden Gedanken der deinigen wieder, schreibt die Geliebte. Und der Liebende spricht: Deine Liebe schafft erst in mir, was dich beseligen kann . . . Wiederum die Geliebte: Mein Wesen strahle deines zurück. —

Der Liebende: Was so unendlich schön in dir für mich der Zukunft entgegenblüht . . . Die Geliebte: Ich fühle deine Seele in mir. — Der Liebende: daß meine Seele in dich überströme . . . Sie: Mein Wesen wird schöner in deiner Nähe. — Er: Du, der schöner gebildete Teil meines Ich . . . Sie: Jede Kraft meines Wesens, wie jede Freude kommt einzig von dir. Voll blühenden Lebens, voll göttlicher Fülle strömt es aus dem Wonnegefühl deines vollendeten Glücks. — Er: Der schönste und größte Wirkungsbereich wird von dem stillen Glück eines Wesens begrenzt. — — Es ist ein unaufhörliches Fließen hinüber und herüber, die wechselseitige Begegnung zweier sehrender Gefühle. Doch das Letzte — immer wieder nur ein entzücktes Stammeln: Wenn die Seele in ein Gefühl aufflammt — was nennen da Worte! Ein höheres Leben durchglüht mich ganz. — Dieses höhere Leben der Liebe macht sie vertraut mit den lautereren, schleierlosen Gestalten der Wahrheit und Schönheit: Nur „auf den lichten Höhen des Empfindens begegnet die ewige Wahrheit dem suchenden Blick und zerreißt die verhüllenden Schleier.“ Und wiederum die Empfindung solcher lauterer Wahrheit ist gleichbedeutend mit Treue. Sie „ringt unaufhörlich, zerstört und schafft wieder, bis sie unabänderliche Wahrheit erreicht. Was man Untreue nennt, ist das Gefühl, sich nicht gefunden zu haben. Nur die beseligende Empfindung der Wahrheit verbürgt die ewige Dauer der Gefühle.“

Und eine weitere Bürgschaft für die Treue und das dauernde Glück dieses Liebesbundes zweier voll und gleichwertiger Existenzen ist ihre tief gegründete Achtung vor der gegenseitigen Individualität, selbst

da, wo sie in höchst eigentümlichen, für einander schwer verständlichen Gefühlen zu Tage tritt: „Dem individuellen Leben eines jeden muß jede, auch die nächste, innigste Verbindung untergeordnet sein.“ „Nichts ist so heilig im Zusammenleben, als die Individualität eines jeden Charakters.“ „Denn wo Aufopferung unserer individuellen Empfindungen nötig ist, muß man auch auf das schönste, vollste Leben der Seele Verzicht tun.“ Es ist ein Irrtum so vieler, der höchste Genuß der Vereinigung beider Geschlechter könne nur im Einklang unserer Gefühle erreicht werden. Sie übersehen, daß aus unserem Dasein und unseren Verhältnissen keine ermüdende Einförmigkeit, sondern eine schöne Mannigfaltigkeit hervorgehen soll. So nehmen sie die köstlichste Blüte von all ihren Freuden, erreichen nie, was sie so ängstlich suchen und gehen dem Glück vorbei. Nur in Kraft und Freiheit ist Glück. Sie geloben es heilig: Nie wird einer den anderen beschränken, auch nicht im geringsten Genuß. Denn Liebe gibt es nicht ohne Freiheit, ebensowenig wie Freiheit ohne Liebe: „Die höchste Liebe ist immer auch mit der höchsten Freiheit gegattet.“ Das wird einer der leuchtenden Leitsterne ihres Lebens — bis zulezt. Viele Jahre später, kurz nach dem schmerzlichen Hinscheiden der unvergeßlichen Gattin und Befährtin, mit der er alles Süße und alles Bittere des Lebens treulich geteilt, schreibt Wilhelm von Humboldt an die Tochter Gabriele von Bülow: „... Das Geheimnis des höheren ehelichen Glücks, so wie es die Mutter und ich von unserer Hochzeit bis zu ihrem Sterbetage gefühlt haben, beruht darauf, daß man es versteht, ein-

ander gegenseitig die innere Freiheit des Gemüts zu erhalten und zu beleben, und sich gerade dadurch immer enger aneinander anschließt . . . ” — —

Durch irgendwelchen Widerstand von Seiten der Eltern wird das Liebesglück der Verlobten nicht getrübt. Freilich wünscht der Kammerpräsident zunächst noch die Geheimhaltung des Bundes: Seine nach außen hin karge, innerlich tiefe Liebe zur Tochter mochte ihn mit dem Gedanken an eine baldige Trennung nur schwer vertraut werden lassen. Dann aber sprach wohl auch die große Jugend des Bräutigams mit, sowie seine unsichere Lebensstellung als Referendar am Berliner Kammergericht. Doch eine Freundin des Hauses weiß ihn darüber zu trösten: Humboldt sei ja dafür „aus guter Familie“. Und das konnte sie von dem Sohn des weiland königlich Preussischen Majors und Kronprinzlichen Kammerherrn Alexander Freiherrn von Humboldt wohl mit Recht sagen. Diesen Vater hatte Wilhelm übrigens früh verloren; und auch darin mochten die jungen Herzen sich noch fester aneinander gekettet fühlen, daß sie von ähnlichen trüben Jugendjahren zu berichten hatten. Denn auch Wilhelm von Humboldt lebte als Knabe an der Seite einer durchaus apathischen Mutter, einer geborenen von Colomb, verwitweten von Holwede, ziemlich freudlos dahin. Uns ist eine drastische Schilderung dieser Frau erhalten. Frau von Brieft, die Mutter der Schriftstellerin Karoline Auguste de la Motte-Fouqué, schreibt von ihr, bei der Humboldt sei alles, wie es gewesen. In dem Hause ändere sich nichts, weder die Menschen, noch die Art und Weise der Lebensführung. Frau von Humboldt in ihrer leisen Ruhe und Gemessen-

heit sähe heute noch aus, wie sie gestern ausgesehen und morgen aussehen werde. Ihr Gleichmut leide weder durch Widerspruch, noch sonst durch häusliche Störungen. In dem blassen feinen Gesicht werde nie die Spur eines Affekts sichtbar; die Stimme sei immer gleich sanft, die Begrüßung gleich kalt und gerade. „Der Kopfschuß wie vor zehn Jahren und länger; immer glatt, fest und bescheiden! . . . Immer duldet sie den Schwager Holwede, seine Tochter, die alte Tante um sich, immer liegt der alte schnarchende Hund Belcastel auf dem Sofa.“ Der einzige, der noch ein wenig Leben ins Haus bringe, sei Wilhelm; er habe immer „le mot pour rire“. — Danach verstehen wir, wenn Humboldt in den Briefen an seine Braut so oft von dem unerträglichen „Familienennui“ redet und das lieblich gelegene Stammschloßchen Tegel am Tegeler See bei Berlin mit der wenig schmeichelhaften Bezeichnung eines „Palazzo di Noja“ — Schloß Langeweile beehrt. Diesen Familienennui teilen oder verstärken außer den vorgenannten Personen und dem ewig schnarchenden Hunde der jüngere Bruder Alexander, den Wilhelm in jener Zeit als einen warmen, aufopferungsfähigen, anspruchslos bewundernden, freilich auch nicht ganz von Eitelkeit freien Charakter schildert, wie denn auch Caroline einmal von ihm sagt: „Ich fürchte, er verschraubt sich, und es schnappt wo über“; ferner weilt im Palazzo ein junger Holwede, ein Stiefbruder aus der ersten Ehe der Mutter. Er ist Leutnant, leer, etwas undelikat, braucht immer Geld und entschädigt sich für die Langeweile des Tages durch kleine Partien am Abend. Das Bild vervollständigt der

kennntnisreiche, aber überaus trockene Kunth, der ehemalige Hofmeister der Knaben, der bei der Mutter großes Ansehen genoß und bis zu ihrem Tode im Hause weilte. Die beiden paßten so recht zueinander; die kleinen Zwistigkeiten und Spigen, die es wohl auch gelegentlich zwischen ihnen gab, waren stets allerunschuldigster Natur. So spielen sie einmal zusammen mit Wilhelm und einem Onkel eine Partie Whist. Kunth, der viel Tabak schnupft, läßt eine schwarze Träne fallen, und Mama, die ihre Karten vor der dunklen Flut retten will, sagt „sehr bescheiden“, indem sie auf das Malheur hinweist: „Ach, Herr Kunth, Wasser von Ihnen!“

Als Wilhelm der Mutter seine Verbindung mit Caroline mitteilt, hört sie ihn wohlwollend an, versichert dann aber „mit großer Zärtlichkeit“, daß sie beim besten Willen „nichts geben“ könne. Die artige Antwort des Sohnes, daß er auch schlechterdings nichts erwartet habe, befriedigt sie ungemein. Dann folgen moralische Betrachtungen so im allgemeinen, ob er den Schritt auch reiflich erwogen, ob er solide genug sei, dem Mädchen seiner Wahl auch wirklich die Treue zu halten, woran sich des weiteren noch einige besondere Erwägungen mehr ökonomischer Art anschließen. Das halbstündige Gespräch endet mit bitteren Klagen über die allgemeine Teuerung der Dinge. Inneren Anteil bezeugt die Dame später gleichwohl, indem sie den Etat des jungen Haushaltes sehr genau aufstellt, alles peinlichst gebucht, bis auf Heller und Pfennig. Ein Glück, daß sie dabei nicht gleich auch die Schwiegertochter in der Rechnung mit aufführt. Einigermassen verwunderlich erscheint dabei der Aufwand an Puder, den Mama für

notwendig erachtet. Meint sie denn etwa, Caroline habe rote Haare? „Parle lui donc, je t'en prie, de la superbe couleur de mes cheveux.“

Im Umständemachen war übrigens auch der Vater Dacheröden nicht klein. Ein etwas pedantischer Herr, bei dem ebenfalls alles seine unverrückbare, wohlweisliche, für den Fernerstehenden freilich nicht immer ganz durchsichtige Ordnung haben muß. „Der Platz vor dem Hause,“ schreibt Caroline vierzehn Jahre später gelegentlich des Besuchs von Burgörner im Mai 1804, „ist noch immer so unaufgeräumt, wie vor zwölf Jahren. Die unteren Zimmer stoßen wegen der Feuchtigkeit, die Schwellen faulen. Papa baut den Schaffstall und wird mit Bauen nicht fertig.“ Noch seltsamer mutet an, was Humboldt 1808 aus Erfurt berichtet, wo er zur Regelung einer Familienangelegenheit auf Wunsch des Papas den Dokumenten- und die Aktenschränke durchzusehen und zu sichten hat: „Kannst du denken, daß Papas Aktenswut so weit geht, daß er schon Akten über seinen eigenen Tod unter dem Titel ‚Akta das Ableben des Präsidenten K. J. v. D. betreffend‘ angefertigt hat? Die werden wohl vor seinem Tode voluminöser werden, als nachher.“ Man sollte denken, weiter könne die „Ordnung“ nicht gehen. Und dennoch! — Der alte Herr wird an Genauigkeit noch übertroffen durch seinen Sekretär Dunter. Der soll bei der gleichen Gelegenheit ein Inventarium des Hauses aufnehmen und schleppt nun alle möglichen und unmöglichen Sachen heran — alten Schurmmurr und Plunder, als da sind vertragene Nachtkamisöler und Westen, zerrissene Hosen, Manschetten und der Himmel weiß, was sonst noch. Und nun gibt es lange und weit-

schweifige Dispute, ob dieses oder jenes Zitz oder Kattun, Nesseltuch oder Batist, zerrissen oder noch zu tragen sei. Das ist selbst dem Papa zu viel. Der versichert unermüdt aufs neue, die Arbeit sei völlig zwecklos, da Dunker nach seinem Tode doch die ganze Garderobe erben solle. Aber der gute Dunker kennt kein Erbarmen; er spielt die Debatte auf ein neues Gebiet hinüber: es entsteht ein endloser Wettstreit der Edlen, wer zuerst sterben werde, eine wahre Komödienszene. Ein andermal finden sie ein Stück von noch gar nicht getragenen Kattun, schön geglättet, weiß mit schwärzlichen Blumen. Wie nun das registrieren? Ein Schnitt, von dem selbst Papas uralte Haushälterin versichert, er werde seit fünfzig Jahren nicht mehr getragen: „Daß er von einer Urältermutter abstammt, darüber ist kein Zweifel, aber weder Dunker noch Papa getrauen sich, etwas über die Abkunft zu bestimmen. Es geht über alles Gedanken lebender Menschen hinaus.“

So viel ist gewiß: hätten Wilhelm und Caroline dem Papa Kammerpräsidenten nicht gehörig zugefegt, so wäre es der Hochzeit wohl ähnlich ergangen, wie dem Schafstall, sie wäre auch nie fertig geworden. Was kostete es schon für Mühe, solch hohe Potentaten wie Papa und Mama überhaupt einander zu nähern und in ihren Handlungen ein Einvernehmen zustande zu bringen. Gleich ein erstes Hindernis bietet die Frage, wer von den beiden verpflichtet sei, dem anderen zuvorzukommen und den Anfang zu machen. Papa möchte nicht seine Tochter so unmittelbar „antragen“; Mama wiederum kann als Dame doch unmöglich den schriftlichen Verkehr mit einem Manne eröffnen! Um jeden Konflikt mit der Eigenart der

beiderseitigen Eltern möglichst zu vermeiden, werden Humboldts Briefe an den Schwiegervater in ihrem Inhalt von Caroline vorausbestimmt. Sie selbst ihrerseits läßt ihre Briefe an die Schwiegermutter durch die Freundin Caroline von Beulwitz aufsetzen; auch Schiller und Lotte haben dabei wohl manchmal geholfen. Als der postalische Austausch auf diesem Wege natürlich erhebliche Verzögerungen erfährt, wird die Sache höchst praktisch vereinfacht: Wilhelm muß die Briefe der Braut an seine Mutter gleich selbst verfassen; Caroline schreibt sie nur ab. Die Methode bewährt sich recht gut; es kommt in der Folge zu ergötzlichen Szenen, wenn die ahnungslose Mama über einen dieser Briefe in besondere Verzückung gerät und dem Sohne ihr volles Lob über das Schreiben der Braut — sein eigenes Machwerk — zum Ausdruck bringt. Aber auch sie schreibt nicht selbst an die Tochter; das tut Kunth.

Was Wunder, wenn diese Eltern über die innigen Motive der Verbindung ihrer Kinder völlig im Unklaren bleiben. Sie glauben an eine Vernunft- und Konvenienzheirat. Und die Liebenden tun alles, um die Eltern und ihre Umgebung in diesem Wahne zu erhalten. Was sollten sie ihr seliges Geheimnis vor so profanen Augen offenbaren. Dazu ist ihnen ihre Liebe zu heilig, zu keusch ihr Empfinden. Als Vater Dacheröden einmal durch einen Zufall dahinterkommt, daß seine Tochter doch auch auf das Küssen etwas zu halten scheint — und sie halten gar viel auf das Küssen, die beiden: „Küssen macht klug!“ — macht er große Augen und geht kopfschüttelnd davon. Doch hat die Entdeckung ihm immerhin nicht mißfallen, denn wenig später kommt er zurück mit einem

Kunsttatalog: „Liebe Caroline, hier einen notwendigen Hausrat in deine künftige Wirtschaft“. Als das Mädchen näher hinzuseht, ist es ein Basrelief, das ein Opfer der Liebe darstellt.

Einen letzten und diesmal recht ernststen Konflikt ruft Humboldts Entschluß hervor, den Staatsdienst zu verlassen. Schon lange trägt er sich mit dem Gedanken; der Richterberuf befriedigt ihn nicht: all diese weitläufigen Sachen und Kriminalfälle, diese Lotschläge mit vielen Wunden! Wenn er so des Nachts über seinen Akten sitzt, durchschaudert's ihn förmlich. Dieser trodene Kram verstaubter, vom Humanismus einer neuen Zeit längst überholter Paragraphen! Da soll er harte Urteile fällen über eine Kindesmörderin oder einen Brandstifter, die ihm bei seinen modernen Ansichten nur wenig schuldig erscheinen; seine Liebe hat ihn so viel sanfter und menschlicher gemacht: „Sonst sah ich das anders an . . . Die Menschen müssen leiden, um stark zu werden, dacht' ich. Jetzt denke ich, sie müssen Freude haben, um gut zu werden.“ Da soll er über den Charakter eines Unglücklichen reden und rāsonieren, so war er — so war er nicht: er kommt sich vor, wie ein Kind, das über die Handlung eines erwachsenen Mannes urteilt, noch dazu eines Menschen, der meist in so verschiedener Lage von ihm lebt, daß es ihm kaum möglich ist, sich in seinen Seelenzustand bei Begehung der Tat überhaupt hineinzuversetzen. Und ist der Nutzen, den er dem Staate bringt, wirklich so groß? Der Gedanke an Geld oder Carriere liegt ihm fern; seine Finanzen lassen ihn davon unabhängig erscheinen, und Strebertum gar ist ganz gegen seine Natur. Also warum

die Fesseln eines ungeliebten Amtes tragen? Wie anders, „wenn man in ungebundener Geistesfreiheit nur sich und den Menschen lebt, an die man durch Liebe geknüpft ist.“ Eine sehr bequeme Lebensauffassung, in der sich die ganze Anschauungsweise, die ungesunden politischen Verhältnisse der damaligen Zeit charakteristisch widerspiegeln. Das Vaterland bedeutete nichts, die Ideen alles. Ein „auf das Privatleben und die Einzeleristenz gerichteter Egoismus“ hatte selbst die Besten ergriffen. Auch Humboldt macht keine Ausnahme; auch ihm steckt der Hang zum Quietismus tief im Blut. Aber „der Egoismus ergreift ihn, wie er nur die Besten ergreifen kann: er beschließt, sich zu leben, indem er seiner Bildung zu leben beschließt“ (Haym). Und damit bildete er sich zugleich für die Nation. Als die Zeit kam, wo ein längeres Verweilen im Quietismus Verbrechen gewesen wäre, trat er hervor, reich gebildet an Geist und Charakter, erfüllt vom höchsten Idealismus, getragen von freudigster Opferwilligkeit für die bedrängte Sache des Vaterlands.

Caroline bringt seinem Wunsche, den Staatsdienst zu quittieren, volles Verständnis entgegen. Sie fühlt es tief, daß sich die schönsten Blüten seines Geistes nur in einer freien Existenz entfalten können. Der Vater freilich steht dem Plan weniger geneigt gegenüber: wenn er bedenkt, daß Humboldt bei seiner Begabung, seinen ausgezeichneten Verbindungen in wenigen Jahren es zum Präsidenten bringen könnte! Das sind diese verkehrten Ideen, mit denen die Göttinger Hochschule den jungen Leuten die Köpfe versetzt! Aber die Tochter bekommt ihn herum: er ergibt sich endlich auch dar-

ein, mit einer bei ihm ganz merkwürdigen Toleranz, einer in der Tat großen Billigkeit und Schonung gegen die Meinung des anderen. Zudem ist es dem Schwiegersohn durch persönliche Beziehungen zum Hofe geglückt, sich den Legationsrattstitel zu erwirken. Damit ist denn auch des ehrgeizigen Herrn Papa Wünschen Rechnung getragen. Den letzten Ausschlag gibt endlich die Aussicht, daß, wenn Humboldt den Staatsdienst verlasse, ein öfteres Zusammenleben mit den Kindern zu ermöglichen sein werde. Caroline weiß ihm sehr schlaue diese freundliche Perspektive mundgerecht zu servieren — „parce qu'il faut donner du bonbon aux enfants traitables et doux.“

Die Wohnungseinrichtung ist bald zusammengestellt; man war damals wesentlich anspruchsloser als heute. Ein Duzend hübsch gearbeitete Rohrstühle, ein Sofa von Birnbaumholz, schön mit Stahlfedern gepolstert und mit hellblau geglätteter Leinwand überzogen, zwei niedliche Kommoden mit Marmorplatten, sowie ein kleiner Arbeitstisch für die Hausfrau, ein Schreibtisch für den Hausherrn, ein Mahagonitischchen zum Tee, Betten und Bettzeug und dergleichen mehr. Alles möglichst billig erstanden, praktisch und gut. Ein altes Necessaire liefert ein paar silberne Leuchter und eine Streudose zum Zucker: „Zucker brauchen wir viel.“ Endlich wird noch ein Hochzeitswagen gebaut, zugleich Staats- und Reisekarosse, grau („weil es nicht schmutzt“), mit einer Rosengirlande und dunkelbraunen Leisten.

Ungestimt schlagen beider Herzen der endgültigen Vereinigung entgegen. Die anderthalb Jahre ihrer

Verlobung haben die Liebenden in beinahe völliger Trennung von einander verlebt, die nur durch einen kurzen, später noch einen längeren Besuch Humboldts in Burgörner und Erfurt vorübergehend unterbrochen wurde. Schmerzlich war das Entbehren, nun naht die erfüllende Stunde: „Laß deine Gegenwart bald sie vollenden!“ Sie gehören zu den wunderbarsten und wundervollsten Ergüssen aus dem Munde liebender Seelen, jene Aufzeichnungen von fast ins Mystische gesteigerter Tiefe, die Caroline in der Nacht vom 1. Juni 1791 kurz vor dem vereinenden Wiedersehen an den Geliebten richtet. Das schamhaft verhüllende, in freudigem Opfer enthüllende, zu sich selbst erwachte, ganz kraftvolle Leidenschaft gewordene Weib spricht aus ihnen, vorkostend die unermessliche, schmerzlich empfangende Seligkeit rückhaltlos keuschester Hingabe. „Ach, was ist das eine Nacht, mein Wilhelm! Mit Zauberphantasien füllte sie meine Seele und löste den Geist aus irdischen Banden. Hinüber strebt mein Wesen, es ging mir auf ein anderes Dasein, ein reineres Licht, eine glühendere Liebe! — Gestalten unaussprechlicher Schönheit umwallten meinen helleren Blick, und ich versank in der Fülle der Harmonien, die um mich tönten. Nur du, einzig nur du, nicht mehr deine äußere holde Gestalt, dein inneres, heiliges Wesen umgab mich allein, und ich floß in dich über mit höheren Kräften, mit jedem Gefühl, das ich je ewig und unzerstörbar in mir ahndete — ich empfing dich anbetend von der ganzen Natur. — O, mein Wilhelm, die Weihe der heiligsten Liebe goß diese Stunde über mich aus — laß deine Gegenwart bald sie vollenden — laß mich dann dich umarmen

in der Feier einer solchen Nacht . . . Nie faß' ich das Bild, verschleiert umschwebt es ewig die Seele. Ach, der Moment, der auf immer den Schleier hinwegzieht, der unsere Seelen in dem Strom des reinsten Lichts baden und unsere Wesen vereinen wird auf ewig, bald bringt ihn im unwandelbaren Laufe die Zeit . . . Wir werden einer dem anderen gewesen sein, so innig, als dieses Dasein es erlaubt, uns angehört haben . . . Laß mich zu dir reden im Wehen dieser heiligen Nacht, empfangе meine Seele im Glanze der flimmernden Gestirne . . . Die Verklärung meiner Seele in ihrem Leben vor dir wird sich ausgießen über meine äußere Gestalt . . .“

Am 12. Juni 1791 trifft Wilhelm von Humboldt in Erfurt ein; am 29. findet die Trauung statt.



2. Kapitel

„So geht alles vorüber, alle Freude,
und wir selbst gehen vorüber, und
es bleibt keine Spur unserer Freude
und unserer Qual...“

Ich sehne mich so, daß unser Leben sich zum Wahren neige, die Seele genießt doch nur ihr volles Dasein in Sicherheit und Ruhe, und eine stille häusliche Existenz kann unbeschreiblich füllen.“ Der Wunsch der jungen Braut, ihr Traum von der Ehe als einem untrennbar innigen Zusammensein mit dem Beliebten ist in dem geräuschlosen Frieden, der traulich zurückgezogenen Verborgenheit von Burgörner Wirklichkeit geworden. Das durch nichts unterbrochene Schweigen der Einsamkeit hat ihre Seelen zusammengestimmt, alle jene feinsten Gefühle entwickelt, mit denen die Empfindung des anderen jeden unaussprechlich beglückt. Es ist ein unaufhörliches Finden des anderen in den besten Regungen des eigenen Gemüts: „Mir ist, als dächte ich dich noch lebendiger, noch schöner, wenn ich auf mich blide.“ Ein Geist herrscht in ihnen, und es ist ein eigen guter, wohlthätiger Geist. Ihre Liebe hat aus ihnen selbst und aus dem All der übrigen Wesen ein harmonisches Ganze gemacht. Sie haben gefunden, wonach sie sich sehnten, das Höchste genossen, was Menschen — und in solcher Fülle und Reinheit den wenigsten — zu genießen bestimmt ist.

Mit jedem Tage wächst ihre Liebe namenlos. „Wilhelm,“ schreibt Caroline im ersten Monat der Ehe an die Freundin Charlotte Schiller, „ist sehr beschäftigt, und es ist so süß, eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig und vor allem lieben. Dabei ist er so still und in sich und eins. Sein inneres Leben ist eine ewig fortgehende süße Melodie, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu höheren Empfindungen und lichteren Gestalten. Ach und wie zart er ist in allem, wie so leicht zu behandeln und immer schön in allen Verhältnissen des häuslichen Lebens, mag ich nicht sagen, aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, ist seine anspruchslose, seine unendlich stille Größe. So oft ist ihm selbst seine Seele verschleiert, und er ahnt kaum ihren erhabenen Flug.“

Seine „Beschäftigung“, an der er die Gattin lebhaft beteiligt, ist die Philosophie, das Studium Platons und Kants. Dann wirft die französische Revolution ihre Schatten voraus: die flammenden Proteste der Enzyklopädisten gegen die Mißwirtschaft des absoluten Königtums regen auch Humboldt zu schöpferischer Produktion an. Es entstehen die „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“. Die kleine Schrift ist das Produkt einer Zeit, in der der Einzelne den lebendigen sittlichen Zusammenhang mit der Staatsgemeinschaft verloren hat. Ihr Motto — Mirabeau: *contre la fureur de gouverner, la plus funeste maladie des gouvernements modernes*. Das war so recht der Grundschaden, an dem die Regierung Friedrich Wilhelms II. krankte. Der

absolutistische Staat hatte sich zu einer einsamen und abstrakten Macht ausgebildet, die der freien Beteiligung des Volkes entbehren zu können glaubte und darum auch seiner Liebe entbehrte. Unter dem Prinzip der Sorge für das physische und moralische Wohl der Untertanen verbarg sich die Formel der einengendsten Tyrannei, des ärgsten Despotismus. Gegen ihn ziehen auch diese „Ideen“ zu Felde. (Nach Haym.)

Im Mai 1792 erfährt die freundliche Muße des gemeinsamen Sichbildens und Wirkens eine freudige Unterbrechung: Das Glück des jungen Paares wird gekrönt und vollendet durch die Geburt einer Tochter, die nun freilich bald die Zeit der Mutter voll mit Beschlag zu belegen, sie Tag und Nacht hindurch unermüdlich in Atem zu halten weiß. Mit dem Studium ist es für Caroline einstweilen vorbei. Ewig stört der kleine Nimmersatt, der liebe „Wickelnarr“, und will trinken, mitunter fast eine Stunde lang. Dafür ist er dann freilich auch dankbar, rosig und froh, lacht oft den ganzen Tag: „Man muß ihm alles vergeben.“ Und wie artig er ist! Wie still hält das Fräulein bei der berüchtigten, von Kind und Mutter in gleicher Weise gefürchteten peinlichen Prozedur des Halswaschens!

Und wieder eine Zeit stiller Beschaulichkeit in Auleben. Durch Friedrich August Wolf, den berühmten Philologen, den Humboldt im Sommer 1792 in Halle aufsucht und der den Besuch um Weihnachten desselben Jahres erwidert, werden die Gatten innig vertraut gemacht mit dem klassischen Altertum, eingeführt in die heitere Welt der Hellenen. Gemeinsam versenken sie sich in die Formen

und Klänge der schönsten Vergangenheit, die die Geschichte kennt: die Lebensgefährtin wird zur Studiengefährtin, die dem Gatten überall dahin folgt, wo die Wege gebahnter, die Ausichten freier erscheinen. Sie lesen Homer, Herodot, Caroline für sich den „Prometheus“: „Es ist freilich,“ schreibt Humboldt an Caroline von Beulwitz, „und so gründlich, als sie es treibt, ein Studium, das zu viel Zeit kostet, um große Ausbreitung zu erlauben . . . Aber sie treibt es so gern, so ganz aus eigener Wahl, ja, ich möchte sagen aus natürlicher Bestimmung, mit so großem und wahren Geschmack und Genie, und es ist ihr so eigen, in allem, was sie denkt und empfindet —, Eins in alle seine Tiefen zu verfolgen und ganz zu erschöpfen, und wenn dieses Eine die ursprüngliche Natur des Menschen, mit griechischem Sinne bald dichterisch gemalt, bald historisch naïv geschildert, bald philosophisch betrachtet ist, so ist doch dieses Eine nichts Kleines.“ Die Sprache Joniens lebt auf ihren Lippen, die Sprache der Penelope und Nausikaa. Im Munde der Gattin gewinnt sie für Wilhelm neuen Gehalt, erhält sie besonderen Klang. Dann wenden sie sich vom Griechischen dem Lateinischen zu. Nichts geringeres, als Ovids tief poetische Metamorphosen wählt Caroline zum Elementarbuch. — Es folgen Besuche bei der Mutter in Tegel und bei Schillers in Jena. Dort verlebt man heitere Tage. Ein Kreis guter, geistvoller Menschen hat sich zusammengefunden, in dem ein jeder sich selbst, seine Originalität behauptet, wo einer den anderen in wechselseitiger Liebe trägt und versteht.

Dann wieder kehrt man nach Burgörner zurück. Aber die Einsamkeit fordert mit der Zeit doch zu schwere Entbehrungen an literarischem und geselligem Umgang: im Februar 1794 siedelt die Familie deshalb nach Jena über, in die behagliche Enge eines idyllisch gelegenen Gartenhauses. Dort schenkt Caroline am 5. Mai einem zweiten Kinde das Leben, dem erstgeborenen Sohne Wilhelm. Auf ihn, den früh Vollendeten, sollte sich die umfassende Liebestraft der Mutter in dem ganzen Reichtum ihrer unerschöpflichen Fülle vereinen: „Es ist mein bestes Kind, ich bin dessen so sicher . . . ich werde nichts, nimmer, nimmer, nichts mehr haben, was in diesem Sinne mir mehr so gehören wird, wie dieser Junge.“ Wie schwer wird es ihr doch, gerade ihn zu entwöhnen: daß das „Brüderchen“ so ganz der Mutterbrust entwächst! „Ach so tief hat mich kaum je etwas geschmerzt, wenn er schon nun für einen großen Jungen und für keinen Säugling mehr gelten wird. Der große Junge wird nicht mehr so mein sein, wie es der kleine war . . . Und ich vermag nicht, so kindisch ich auch fühle, daß es ist, vermag nicht, mich ohne tausend Tränen von ihm zu trennen.“

In Jena nun blüht das reichste Leben: da sind Fichte und Schüz, Hufeland, Paulus, Grosse und David Veit; da ist die inzwischen von Beulwitz geschiedene Freundin Caroline, nunmehr die Gattin Wilhelm von Wolzogens, und der Bruder Alexander kommt von Bayreuth zu Besuch. Schiller weilt zunächst noch in Schwaben, ist aber auch Mitte Mai wieder zurück. Gemeinsame Herzensangelegenheiten in der Zeit ihrer Verlobung hatten die beiden Paare zusammengeführt; nun leben sie in freund-

schaftlichstem Verkehr, selbst die Wohnungen werden näher zueinander verlegt. Man sieht sich oft zweimal des Tags, regelmäßig am Abend. Dann hält ernstes Gespräch die Freunde bis weit in die Nacht hinein wach. Auch die Frauen nehmen stets daran teil; selbst bei der Gründung der „Horen“ helfen sie tatkräftig mit. Von Caroline war Schiller seit seiner Brautzeit entzückt: „Sie ist mir ein lieblicher Genius, der selbst glücklich um den Glücklichen schwebt.“ Das Gespräch mit ihr übe große Anziehungskraft auf ihn aus. Lotte freilich, die „heilige Dezenz“, ist weniger hingerissen: ihr ist Caroline zu „frei“.

Durch Humboldt erfährt Schiller reiche Anregung: er erwecke jede schlummernde Idee und nötige zur schärfsten Bestimmtheit, schreibt der Dichter an Körner. Andererseits wird Humboldt durch ihn zu umfassenderer Produktivität gedrängt, von der ihn bisher eine gewisse Scheu vor dem Publikum, ein unbegründetes Mißtrauen gegen sich selbst im entscheidenden Augenblick immer wieder zurückgehalten. Es entstehen zwei Aufsätze für die „Horen“: „Über den Geschlechtsunterschied“ der eine, „Über männliche und weibliche Form“ der andere. Den unmittelbaren Anstoß hat Humboldt wohl die eigene Ehe, die körperliche und seelische Gemeinschaft mit einer ihm kongenialen Befährtin gegeben, die mit intuitivem Verständnis jede leiseste Anregung aufzunehmen und weiterzugeben verstand. „Totalität,“ Einheit und schöne Mannigfaltigkeit des menschlichen Wesens, war ihr Ziel; nun erst recht ist es ihnen zum Bewußtsein gekommen, daß ein Individuum, selbst in der Folge aller Zustände nicht alle Gefühle erschöpfen kann.



Wilhelm von Humboldt.
Basrelief von Martin Klauer. In Schloß Tegel.

Nicht der Mann für sich, nicht das Weib. Um daher „die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, muß es ein Mittel geben, das beider Vorzüge, wenn auch nur auf Momente und in verschiedenen Graden vereint, fühlen läßt; und dieses Mittel muß des schönsten Lebens schönsten Genuß bewahren.“ So hatte Humboldt bereits in den ersten Wochen der Ehe in den „Ideen über den Staat“ geschrieben. Das wird nun zum Leitmotiv alles Lebens und Schaffens. Geschlecht bedeutet nach seiner tiefgründigen Psychologie nichts anderes, als eine „so eigentümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, daß sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfnis, dieses Ganze durch Wechselwirkung in der Tat herzustellen“. Dies geschieht im Zustande der innigsten Vereinigung der Geschlechter, der Zeugung: in ihr werden die Kräfte zweier ungleichartiger Prinzipien, jedes für sich, zu vollendeter Harmonie gestimmt. Und nun überträgt er in kühner Analogie den Akt der Empfängnis aus der Sinnen- auf die Geisterwelt. — Überall läßt sich der bestimmende Einfluß der Gattin auf die geistige und schöpferische Entwicklung Humboldts verfolgen.

Anfang Juli 1795 ruft eine schwere Erkrankung von Humboldts Mutter die Kinder nach Tegel, wo sie sich über ein Jahr, bis in den August 1796 hinein, aufhalten. Dann endlich hat sich der Zustand der Kranken soweit gebessert, daß sie außer Gefahr scheint. Das junge Paar unternimmt nunmehr eine Erholungsreise an die Ostseeküste über Stettin, Greifswald, Stralsund nach Rügen, wo man „göttliche Tage“ verlebt. Den unvergeßlichsten Eindruck empfängt Caroline von Stubbenkammer und dem Nordkap

Arcona: „Es liegt wie hinausgestoßen in den unendlichen Ozean und füllt einem die Seele mit einem unaussprechlich großen Gefühle der Unermehlichkeit, die einen umgibt und in die man sich gern verliert. . . Diese großen einfachen Naturgestalten, der Anblick des unendlichen Meeres, das nur der blaue Himmel begrenzt, wird nie wieder aus meiner Seele weichen.“ Über Hamburg kehrt die Familie nach Jena zurück; dort überrascht sie im November die traurige Nachricht vom Tode der Mutter.

Dann wieder umfängt sie in Jena ein Leben voll seltenen Glücks; das regste Pulsieren der Geister erfüllt die Musenstadt. Da arbeitet Schiller am „Wallenstein“, Goethe an „Hermann und Dorothea“, Schlegel an seiner Shakespearer-Uebersetzung, Humboldt seinerseits beginnt eine Uebersetzung des „Agamemnon“ von Aeschylus, die ihn fast zwei Jahrzehnte hindurch, selbst nach Italien, nach Rom und auf die Schlachtfelder der Freiheitskriege, begleiten sollte. Der Drang zur Production ist in ihm nun vollends erwacht, er fühlt sich im reichsten Besitze all seiner Kräfte. — Die Abende verbringt man zumeist bei Schiller, mitunter wohl auch einen ganzen Tag bei Goethe, der dann aus seinem neuesten Gedichte so weit vorliest, als es vollendet ist: „Man kann nichts darüber sagen, man muß es anhören, um das Gefühl der innigsten Anbetung gegen den göttlichen Menschen voll zu genießen, dem es gegeben ist, die tiefste Wahrheit, die vollste Menschlichkeit so in Worten auszusprechen.“ So Caroline an Rahel Levin, die spätere Gattin Barnhagens, die sie während des letzten Tegeler Aufenthalte in Berlin kennen gelernt. In der gleichen Weise äußert sie sich gegen einen Freund: Goethe habe nie etwas

Ähnliches geschrieben, wie dieses Idyll, nie eine Situation aus dem gewöhnlichsten Leben so behandelt, seine „antike volle Menschheit“ atme lebendig darin: „denken Sie sich nichts im voraus, es ist ein Genre, das nie existiert hat, denken Sie sich das rein Menschlichste in der schönsten Wahrheit und Kraft.“ Nicht müde wird sie, das Werk zu lesen, sie weiß es halb auswendig und betet Goethe seitdem noch herzlicher an. Dieser seinerseits fühlt sich angenehm berührt, sympathisch angezogen durch die Feinheit des Tactes, den echten Sinn für das Altertum, den Caroline in einer ihm auffallenden Weise bekundet. Dem entspricht das treffende Urteil Beigers, der Caroline „eine der geistig Abgeklärtesten jener Zeit“ nennt, von einer „Goethe-Reife, wie sie bei wenigen Frauen jener Epoche vorkommt.“ „Wer hat wie Sie,“ schreibt Caroline 1810 an Goethe, „dem Unausprechlichen in der Menschenbrust Ausdruck gegeben und in dem Labyrinth der Brust ein Licht angezündet?“

Nicht minder rückhaltlos die hohe Bewunderung Carolinens für Schiller, dessen „Wallenstein“ sie gleichfalls in fleißigem, frohem Schaffen entstehen und weiter vorschreiten sieht. Den Abschluß freilich erlebt sie in Jena nicht mehr; erst drei Jahre später in Paris gelangt das fertige Buch in ihre Hände. Sie ist hingerissen, nach der Lektüre des letzten Stückes der Trilogie „wie zerstört“: „Er hat das Haus Wallenstein wie ein Haus der Utriden endigen machen — überall, in dem ganzen Gange des Stückes, der drängenden Handlung das fürchterlich durchgreifende, unerbittliche Schicksal. Wie in den alten Tragödien, wie im Shakespeare das

ganze Leben in seinem unendlichen Kreis liegt, wie man es ermißt in seinen Höhen und Tiefen, so auch im Wallenstein steht es einem vor der Seele.“ Eine Welt voll Empfindungen und Gedanken müsse der Dichter in sich getragen haben, denn eine Welt voll Empfindungen und Gedanken erzeuge sein Werk. In den Hauptcharakteren eine Höhe der idealischen Haltung, aber neben den reinsten Bewegungen doch auch die ergreifendste Wahrheit. Am stärksten fühlt sie sich von der tragischen Liebe Max Piccolominis und Theklas angezogen. Das ist so charakteristisch als Gegensatz zu der befremdlichen Kälte, der gerade diese Episode im Urteil Deutschlands begegnete — so echt fraulich an der feinfühlenden Ästhetikerin: „Die Liebe,“ urteilt sie, „ist mit einer Größe behandelt, die sie für einen Strahl des Himmels erkennen macht . . . Thekla ist von einer Mädchenhaftigkeit, einer Weiblichkeit, die der schönsten, rührendsten, wahrsten, die Goethe je erschienen, nichts nachgibt, und damit verbindet sie eine Größe, Klarheit, einen in sich gegründeten Sinn, den einem noch kein Dichter vor Schiller anzuschauen gab . . . Das Stück ist und bleibt doch das Schönste, was man in unserer Sprache gemacht hat. Es ist die Frucht des gereiften Genies.“

Was allein die heitere Gegenwart des Jenaer Aufenthalts immerhin zeitweise trübt, ist der leidende Zustand Carolinens, die sich gesegnet fühlt und obenein von ihren alten Brustträmpfen befallen ist. Die Entbindung läßt das Schlimmste befürchten. Am 19. Januar naht ihre schwere Stunde. Kurz zuvor schreibt sie von banger Ahnung ergriffen dem Gatten und den Kindern einen rührenden Abschieds-

brief: „ . . . Erzähle ihnen allen etwas von der Mutter, die sie geliebt über alles. Verzeih' mir meine Schwachheiten, ich habe dein schönes, reines Wesen doch gewiß tief erkannt und unendlich geliebt. Lebe wohl . . .“ Wenige Stunden darauf schenkt sie einem zweiten Knaben das Leben: Theodor, einem schönen und starken Kinde, mit den dunkelblauesten Augen, der feinsten Form des Kopfes und der Hände. Sie bleibt den Ihren erhalten.

Wieder gehen alle Gefühle in dem einen der Mütterlichkeit in ihr auf; wieder dann das gleiche, für sie so unendlich qualvolle Losreißen der Entwöhnung: „Ach, in ein paar Tagen ist es vorüber, und ich bin ihm nicht lieber, als jeder andere, der ihn trägt und zerstreut!“ Wie wohl tut da der Trost des fast weiblich fein mitempfindenden Gatten. Gewiß, das Stillen der Mutter sei ein ewiges, unmittelbar lebendiges Überströmen des einen Wesens ins andere, eine Art der Aneignung und Bildung, die auf eine unbegreifliche und doch so mächtige Weise vor sich gehe: „Wo der reinste Odem der Liebe die Gabe befeelt und veredelt, da dringt die wohlthätige Wirkung auch gewiß tief in das ganze Wesen des zarten Geschöpfes ein.“ Aber wie eng auch diese körperliche Verbindung des Kindes mit der Mutter sein möge, so könne sie doch unmöglich die einzige, selbst in diesem zarten Alter, genannt werden. Da gäbe es feine Organe, mit denen das Kind nicht bloß die Mutter unterscheide und kenne, sondern auch die eigen wohlthätige Wirkung ihres Wesens mit einer unbegreiflichen, aber doch so deutlichen Sympathie empfinde. Und darauf beruhe eigentlich

alles, auf dem unkörperlich-mystischen Band zwischen Mutter und Kind.

Lange vermag Caroline sich nicht zu erholen; ihr Zustand bleibt immer gleich bedenklich. Schwere seelische Exaltationen und Depressionen, zerreiende Kämpfe, die ihr Inneres im Sturm der Empfindungen Jahre hindurch dauernd erregten und aufwallen ließen, mögen mitgewirkt haben, die Lebensgefahr auf eine so kritische Höhe zu steigern. — Es ist notwendig, hier auf eines der ungeklärtesten Kapitel im Herzensleben der edlen Frau näher einzugehen, das gerade die neuere Humboldt-Forschung vielfach zum Gegenstand schneller Aburteilung gemacht hat. Wissenschaftliche Aufrichtigkeit und Genauigkeit ist hier durchaus am Platze, soll nicht eine völlige Trübung und Verwirrung der Meinungen eintreten. Wir wissen ja schon aus ihrer Jugend, welcher Gefahr des seelischen Scheiterns und Bruchwerdens Caroline sich damals vollbewußt ausgesetzt fühlte, wie sie schon damals an Abgründen des Empfindens gestanden, in die sie nicht ohne schauerndes Brausen hinabzublicken vermochte, wie es ihr drohte, in Wellen zu versinken, fortzuschwimmen in namenlosen Gefühlen: Daß der Sturm sie so ergreifen, sie hinabwerfen konnte, in eine solche Tiefe des Jammers!

Von je war in ihr das rege Verlangen nach hingebender Freundschaft auch im Verkehr mit geistvollen, gleich hochstehenden Männern. Ihre echt weibliche, sinnliche Tiefe läßt dabei auch zuweilen in den sonst hellen Ton ruhiger Freundschaft dunklere und wärmere Klänge hineinverweben. So in ihrem Verhältnis zu Alexander Rennentkämpff, der später

an den Befreiungskämpfen teilnahm und 1814 als Major Adjutant des späteren Großherzogs Friedrich August von Oldenburg wurde, an dessen Hof er alsdann ein hohes Amt bekleidete. Rennentampff war der Freund ihres Lebensabends. Er hatte, ein geborener Livländer, seine Ausbildung in Deutschland und dann in Italien empfangen, wo er in die vertraute Nähe des Humboldtischen Hauses kam und sich die lebenslängliche Freundschaft der bedeutend älteren Caroline erwarb. Blühender noch erscheint uns auf den ersten Blick ihre Freundschaft mit dem Grafen Schlabrendorff in Paris, dem edeln deutschen Sonderling und hochgefinnten Menschenfreund. So wenn sie 1804 an ihn schreibt: Ich muß dich wiedersehen, ich brauche es, brauche den Genuß, mein innigstes Verlangen zu befriedigen, um weiter leben zu können. Sie redet ihn an mit: „Beliebter Gustav,“ „mein teurer, geliebter Freund.“ Seine Augen küßt sie tausendmal in Gedanken. Und als er längere Zeit schweigt, fleht sie in demütiger Bitte, er möchte doch nur zuweilen einen Laut seines Herzens herübersenden, es sei so traurig, von dem, „den man über alles liebe,“ nichts mehr zu hören. Das sind Äußerungen, die uns, den Mitlebenden einer weniger empfindsamen, mehr nüchternen Gegenwart einerseits befremdlich, andererseits ziemlich eindeutig erscheinen wollen. In Wahrheit jedoch wurzelte die Zuneigung Carolinens zu dem Grafen wohl nur in freundschaftlichen Beziehungen. Derartige Ergüsse lagen im Geschmaç der damaligen Zeit: Man nahm es damit unbefangener, als heutzutage, erlaubte sich gern im engeren Verkehr das trauliche Du, die zärtliche Umarmung, den harmlos

unschuldigen Bruder- und Schwestertuß. Humboldt jedenfalls, daran ist nicht zu zweifeln, war von der Neigung der Gattin voll unterrichtet: er theilte sie ganz. Gern suchte er ihr ein Wiedersehen mit dem Freunde, den auch er hoch verehrt, möglich zu machen; ja, er treibt sie recht an, die Gelegenheit doch nicht zu versäumen.

Unders aber liegt der Fall mit Wilhelm von Burgsdorff, einem fein gebildeten, künstlerisch gesuchten und weitgereisten märkischen Edelmannen, den Caroline als intimen Jugendfreund ihres Gatten kennen gelernt. Hier handelt es sich, das ist nicht zu verschleiern, in der That um ein Ringen am Abgrunde, um das sehnsüchtig jähe Aufschluchzen einer tief leidenschaftlichen Frau: „Meine süße Kleine,“ schreibt sie im Dezember 1796 an Rahel Levin, „bewahren Sie es tief in Ihrem Herzen, wie ich ihn liebe, wie ich ihn verbunden fühle mit dem Besten in mir, mit dem unendlichen, unbegrenzten Gefühl, das ein höheres Leben der Schönheit und Kraft um mich webt. Es könnte doch die Zeit kommen, wo ich es ihm nicht mehr sagen könnte, — und es ist mir ein Bedürfnis, das Beständnis meines Glücks, des Glücks, das er geschaffen und gegeben hat, in ein treues Herz zu legen, damit ihm die reinste Zusicherung nie fehle.“ Sie sei wehmütig, aber still und rein gestimmt, ihr inneres und äußeres Dasein bilde sich zur schönsten Harmonie, zur seligsten Gegenwart. Und anderthalb Monate darauf, kurz vor der schweren Entbindung: „Sagen Sie ihm alles Gute von mir . . . ach, wenn ich ihm einmal nichts mehr sagen könnte, sagen Sie's ihm noch, wie ich ihn gekannt, geliebt habe.“ Wieder über ein Jahr darnach aus Paris: „Sie kennen das

Bedürfnis, alles in sich klar zu wissen, und sollte es das Leben kosten . . . Ich gestehe es, nicht ohne die tiefsten Schmerzen, nicht ohne den bittersten Verlust ist mein Herz zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen, aber durchgesetzt mußte es doch sein.“ In ihr habe sich ein Reichthum, eine Fülle der Kraft gesammelt, die ein Leben ausreichen würde; sie sei frei, ruhig in sich selbst; der Genuß des Lebens sei ihr errungene Kraft, Sinn für alles Menschliche und alles Göttliche im Menschen: „Der Punkt des inneren Zusammenhalts bleibt ewig die Liebe.“ — Aber im Herbst kommt es nach Wochen des schönsten Zusammenseins auf dem Lande zu längerer Trennung. Und als Burgsdorff im Januar des folgenden Jahres zu der Freundin zurückkehrt, trägt sie in sich den Sieg des Entsagens: „Er ist wieder da . . . Aber sein Kommen hat wenig oder nichts in mir verändert; ich liebe ihn nicht mehr. Ich habe zu viel gelitten . . . Er ist nicht mehr mein, und der goldene Zauber ist vorüber, der mich sein Wesen und das meine, sein und mein inneres Leben trotz dem Zwang aller äußeren Verhältnisse als eins empfinden machte. Er ist wieder gekommen, und sein Anblick hat mich in meinem Gefühl bestätigt . . . Ich kann wünschen, daß er glücklich sei ohne mich . . . Er ist mir teuer über alles, und doch liebe ich ihn nicht mehr.“ So ganz anders ist er als sie. Ihm gab die Natur nicht jenes starke Vermögen des Herzens, das so überschwenglich beglückt und so elend macht: „Unvollendet zu bleiben, das ist das Schicksal, das ihn verfolgt.“ In jenen Tagen, da diese Leidenschaft aus ihrem Herzen sich losrang, hat sie so oft in qualvollem Kampf immer wieder die Stelle aus dem „Don Carlos“ vor sich hin gesagt: „Es gibt

ein höher, wünschenswerter Gut, als dich besitzen.“ Nun ist Friede in ihr: „O, wie bin ich so ruhig . . . Aber ich bin darum nicht ärmer geworden. In meinem Herzen bewahre ich die Flamme, die vom Himmel stammt, und ihre Blut macht mich zu einem höheren Wesen.“ Nichts Unschönes, Störendes ist in der Geschichte dieser schmerzlichen Leidenschaft. Ein jähes Aufschluchzen und Aufbegehren — gewiß. Aber auch ein Stillewerden in selbstgewollter Entsagung. Die innere unauslöschliche Klarheit auf dem Grund dieser reinen Seele hilft ihr empor aus dem nachgebundenen Dunkel urch menschlichen Fühlens zur lichten Sternenhöhe eines sich selbst überwindenden Siegs. Wer will richten, wo einer ringt in ehrlichem Kampfe gegen verwirrende Mächte des Lebens, gegen Dämonengewalt, die wohl jeder von uns in sich gespürt. Schaut in euch selbst!

Und Burgsdorff? Wie zart und fein seine Charakteristik Carolinens aus jener Zeit, zugleich liebevolles Porträt und freundliches Interieur, ohne alle Leidenschaftlichkeit: „Ach, Sie kennen das liebe Gesicht,“ schreibt er an Rahel, „nun habe ich es schon wieder in all seinen Mienen gesehen, von der mutwilligsten bis zur verklärtesten, auch die Kinder-miene. Sie wissen, wie sich besonders des Abends bei Licht, etwa wenn sie Tee eingießt und nichts sagt und so mit nichts beschäftigt zu sein scheint, ihr Gesicht mit so wunderbar schönen Farben beleben kann; sie ist dann vorher so still gewesen, daß man sie gar nicht merkte, und mit einem Male sieht man sie an, und sie lächelt dann und wird noch röter darüber, als wenn sie es wohl wüßte und es selbst so gemacht hätte; die Augen werden dann wunderbar groß und glänzend . . .“

Aber nun Humboldt? Es scheint, er habe um die ernste Krise im Herzensleben der Gattin, wenn nicht mit Bestimmtheit gewußt, so doch sie geahnt. Die Briefe aus jener Zeit reden eine eigen eindringlich stille Sprache. Es war ein zu kampflloses Glück — die gleichgestimmte Ehe der beiden; nun hat der Schmerz es vertieft und geläutert, ist eingetreten in das „Zimmer voller Besuch“, vielleicht nun erst sind sie „zu Hause“. „Ihr laßt den Armen schuldig werden!“ - Sie könne die Gemütsstimmung eines so zerstörten Menschen, dessen ganzes inneres moralisches Wesen, dessen Verhältnisse das Leben untergraben habe und der wisse, wie es mit ihm gegangen sei, recht nachempfinden, schreibt Caroline im Mai 1797, also auf der Höhe des Kampfes, an den Gatten: „Die meisten Menschen wissen nicht, wie sie zu den Dingen kommen, wie sie in diese und jene Lage geworfen werden; aber wem die höchste Klarheit über sich selbst zum Bedürfnis des Lebens gehört, der erkennt, welcher Widerspruch, welcher Abgrund in dem Busen des edelsten menschlichen Wesens verborgen liegt.“ Humboldt erwidert, und es ist sein inniges Verstehen, seine hohe Achtung vor den individuellen Gefühlsregungen auch im anderen, die aus ihm spricht: So wahr sei es, daß Umstände und Zufall uns langsam, schrittweise und unvermerkt in Verwirrungen führten, bis wir am Ende plötzlich taten, wovon wir uns himmelweit entfernt geglaubt; er habe das oft an sich selbst erfahren: „Es hat mir eine Milde gegeben, die mich gewiß nie verurteilen, nie auch nur anklagen läßt. Gerade die besten, die gefühlvollsten Menschen sehen sich am ersten auf diese Weise verstrickt.“

Jeder, der sich über sich selbst klar sei, müsse in sich unfehlbar einen doppelten Menschen finden, „einen, der dem Schicksal befiehlt und sich selbst und das Seinige bildet, einen anderen, der ihm unterliegt und von ihm beherrscht wird.“ Wehe dem Menschen, der dieses Letzte niemals empfunden, sich nie als einer fremden Macht, der Gewalt der Gefühle gegen die Stimme der Pflicht unterliegend, betrachtet habe — er könne nicht anders, als kalt und gefühllos, intolerant und hart sein. — „Ach, so geht alles vorüber, alle Freude, und wir selbst gehen vorüber, und es bleibt keine Spur unserer Freude und unserer Qual,“ klagt Caroline in fassungslos verzweifelnder Seelenpein. — Nichts geht vorüber, entgegnet ihr liebevoll tröstend der Gatte: „nichts von dem, was ein Mensch je Gutes und Großes wirklich war, geht jemals unter, und wäre es nur das von niemand unmittelbar erkannte Gefühl eines einzigen Augenblicks gewesen.“ Und nun gibt er dem schönen Gedanken eine ergreifend zarte Wendung, er überträgt ihn lindernd und mild, vielleicht auch in leisem Ermahnen, auf die Gattin und Mutter in ihr: „Was du so, wie du bist und wie ich dich empfinde, auf mich wirktest, was sich auch durch mich in dir entwickelte, was von uns beiden auf unsere guten Kinder, was aus uns allen auf den Teil der Welt, mit dem wir in Berührung traten, überging, das, teure Li, wird nicht vergehen, und in dem können wir sicher ruhen, wenn wir untergehen“ . . . Gib mir deine Hand und hilf mir mit aufwärts — treulicher konnte er es nicht tun.

Ende April 1797, nach kaum halbjährigem Aufenthalt, verläßt Humboldt Jena und geht über Halle

nach Berlin, um den Nachlaß seiner verstorbenen Mutter zu ordnen. Ihr Tod hat seiner finanziellen Lage eine bestimmende Wendung gegeben: er ist fortan noch unabhängiger und freier, als bisher, kann seinem Geschmack leben, dem Bedürfnis nach innerer Bereicherung, nach Kenntniss der Welt und der Menschen unbeschränkte Befriedigung gewähren. Es beginnen vier Jahre des Reiselebens. Caroline löst den Hausstand in Jena auf und folgt einen Monat später nach Dresden, wo die Batten sich wieder vereinigen. Man sucht Körners auf, gewissermaßen eine „Kolonie des Schillerschen Hauses“ in Jena. Schwer fällt die Trennung von allen Lieben, als die Familie Humboldt noch im August sich weiter nach Wien begibt. Hier vertieft sich Caroline in den Genuß der reichen Kunstsammlungen, mit deren Schätzen sie bald aufs innigste vertraut wird. Für Oktober war der Antritt einer Reise nach Italien vorgesehen, aber Italien ist gerade der Schauplatz der blutigen Kämpfe Napoleons; die damit verbundene Unsicherheit der Wege läßt den Besuch nicht ratsam erscheinen. Man ändert den Plan und geht über München, Basel und Zürich nach Paris, wo die Familie noch im November des Jahres eintrifft.

Die ungeheure Größe der Stadt, ihr unbeschreiblich rastloses Treiben, die zahllose Menschenmenge, die breiten Straßen und prächtigen Gebäude, der majestätische Seine-Strom, die Tuilleries, die Champs Elysées — das ganze grandios buntfarbige Bild verfehlt nicht, auf Caroline den tiefsten Eindruck zu machen. Es erweckt unwillkürlich Lust, mitzutun, sich unter die Menge zu mischen. Mitten im Ge-

tümmel der Weltstadt vereint sich ein reger Kreis im Humboldtischen Hause — auch der Bruder Alexander kehrt bald dort ein —, der gesellige Teetisch wird für Deutsche, wie für Franzosen zu einem geistigen point de ralliement. Besonders angezogen fühlt sich Caroline auch hier wieder von den in unübertroffener Fülle vorhandenen Werken der Kunst. Ganze Vormittage widmet sie den Galerien und dem Museum, andächtig versenkt in den Anblick der großen Meister aller Jahrhunderte. Unendlich interessant ist ihr auch das französische Theater, das sie mehrmals in der Woche besucht. Besonders Komödien werden vortrefflich gespielt: „Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des französischen Wesens offenbart sich in ihren Stücken und in der Art, wie sie gespielt werden.“ Bei der Tragödie, in den klassischen Dramen des Corneille und Racine, tritt das vielleicht noch merkbarer in die Erscheinung: „Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber interessiert ist man aufs äußerste, weil das Spiel der vorzüglichen Schauspieler ein vollendetes Kunstwerk ist.“ Von ähnlichen Gedanken geht Humboldts Abhandlung über das französische Theater aus, die er Goethe zum Abdruck in den „Propyläen“ einsendet: der französische Schauspieler, führt er aus, ist mehr Leidenschaft als Charakter. Er spielt mehr einen augenblicklichen Gemütszustand, als den ganzen Gang einer Empfindungsart.

Das wirkungsvollste Schauspiel bietet für Caroline die Große Oper: Nicht sowohl durch die Musik, denn selten höre man etwas Gutes, als vielmehr durch den reizenden Tanz und die einzige Schönheit

der Kostüme. Von göttlichster Gestalt sei Mademoiselle Clotilde, so schön gebaut, daß man sie mit nichts, als den Meisterwerken vergleichen könne, die uns die Kunst aufbewahrt: „Sie ist groß, und dadurch haben alle ihre Bewegungen etwas Hohes und Edles. Wenn sie unter dem Kreis der anderen sich zeigt, erscheint sie wie Diana unter ihren Nymphen . . . Diese Clotilde ist allein wert, daß man nach Paris kommt.“ Bei allem geistig geselligen Umgang, aller anregenden Zerstreuung weiß sich das Paar gleichwohl mitten im nimmermüden Lärm des Seine-Babels eine still abgelegene Insel der Studien- und Arbeitsruhe zu wahren. Wieder, wie einst in Burgörner und Auleben, lesen sie an den Abenden miteinander den Homer im griechischen Urtext, und Humboldt erfreut die Jenaer Freunde durch ein Buch, eine feinsinnige Analyse von „Hermann und Dorothea“, das dann später als erster Band der „Ästhetischen Versuche“ erschien: Das Gedicht ist ein echtes Kunstwerk, beweist der erste — ein echtes Epos, der zweite Teil. Weiter beschäftigen ihn Studien über Physiognomie, die er an den Statuen, Büsten, Reliefs der merkwürdigsten Geister Frankreichs im Musée des petits Augustins anstellt und deren Resultate er in Briefen an Goethe mitteilt. In raschem, abwechslungsreichem Lauf vergehen zwei Jahre. Schmerzlich empfindet man doch mitunter die Trennung von den deutschen Freunden, vor allem von Schiller. Könnte man ihn und Lotte, sowie ein paar andere liebe Menschen aus Deutschland nach Paris verpflanzen, das Leben wäre wunschlos, so frei, so reich beschäftigt, wie es ist. „Sprich mir nicht von Paris,“

äußert sich Caroline nachmals rückschauend gegen die Freundin Rahel Levin, „mein ganzer Sinn hängt daran, diese Ruhe, diese grenzenlose Freiheit ist nirgends.“

Immer unwiderstehlicher drängt nun die Sehnsucht nach der Pracht des Südens, zur Zauberwelt Roms. Da aber Italien wieder infolge der erneuten Kriegswirren unzugänglich erscheint, entscheidet man sich für eine Reise nach Spanien. Im Spätsommer 1799 verläßt die Familie Humboldt Paris. Man nimmt den Weg durch die mittäglichen Provinzen Frankreichs über Orléans und Bordeaux. Er ist nicht eigentlich reizvoll und führt durch wenig ansprechende Gegenden: Flache Sandebene, nur im Limousin unterbrochen durch das üppige Grün der Kastanienwälder und malerische Höhenzüge. Dann aber kommt man an die lieblichen Ufer der Baronne mit ihrer reichen Vegetation, den Reben, die sich um Ulmen schlingen: ein ungemein freundliches Bild — die blaue Traube im satten Ulmengrün. In den Hoch-Pyrenäen, dem schönsten Teil der Bergkette, lockt die wildromantische Natur zu vierzehntägiger Rast; zu Fuß und zu Pferde, die kreuz und die quer wird das Gebirge durchzogen: schmale Wege, die hart am Abgrund führen, tief drunten das Rauschen des Bergstroms, wunderbare Felsgestalten, rohe Massen formlosen, ungebildeten Stoffs, anmutige Täler, in jähem Sturz abfallende Schluchten und Schründe, die in gewaltiger Perspektive steil aufragende Wände und riesige Schneehäupter abschließen — alles umfaßt von dem endlosen Himmelsgewölbe, wie von undurchdringlichem Beheimnis umschleiert.

Aus den Pyrenäen geht's über Pau nach Bayonne, wo der erste Anblick des unermesslichen Ozeans mit seinen räthselhaft wechselvollen Erscheinungen von Ebbe und Flut Eltern wie Kinder unbeschreiblich bewegt und erschüttert. Sie habe ja schon öfter, berichtet Caroline an den Vater, den erhabenen Anblick des Meeres gelegentlich ihrer Reise nach Stralsund und Rügen voll Bewunderung und Entzücken genossen; aber hier werde die Schönheit, die Majestät des Eindrucks noch unvergleichlich erhöht durch das wunderbare Schauspiel von Ebbe und Flut: „Für dieses rastlose Treiben, für die Größe und Unendlichkeit hat in Wahrheit die Sprache keinen Ausdruck . . . Die älteren Kinder wurden ernst und still und schauten mit unverwandten Augen auf die immer wachsenden Meereswellen. Theodor allein fürchtete sich, was man seiner Unverständigkeit bei dem mächtigen Loben wohl zugute halten kann.“ — In dem traurig öden Castilien mit seinen eintönig fahlen Sandhügeln bieten allein die Gebirge von Pancorbo lohnendes Interesse: auf flachem Felde erheben sich nackte, himmelansteigende Felsen, grotesk gebildet in den abenteuerlichsten Gestalten, daß man sie für verzauberte Schlösser halten möchte; einige haben die Form wahrer Kastele.

Über Burgos, Valladolid, Segovia, über St. Ildefonso und Guadarrana nach Escorial. Dort das Begräbniß der Könige — feierlich groß, „daß es einem in der That einen heimlichen Schauer der Ehrfurcht einflößt.“ Marmorstufen führen in einen weiten Rundsaal, der durch eine einzige Kristallkrone in der Mitte des Plafonds erhellt wird. Der Boden

und die Wände mit Marmorplatten bedeckt. Aus Marmor die Särge. Zu je viereen stehen sie in Nischen übereinander mit Griffen und Wappenschildern aus vergoldeter Bronze. In ihrer einfachen Pracht von unübertrefflicher Größe. „Wir haben,“ schreibt Caroline an Lotte, „Schillers Don Carlos mit hier, und ich habe schon oft darin gelesen . . . Ich suchte mir Philipps II. Sarg und den der schönen Elisabeth von Frankreich, und Schiller mag nun lächeln über mich, oder nicht — ich konnte es nicht lassen, lange davor zu stehen, mir war es, als stünde ich vor dem Sarg bekannter Personen.“ Wie lebendig schafft erst ihre Einbildungskraft, da sie im Zimmer Philipps II., das noch genau so erhalten, wie er darin gestorben, Konzepte von Briefen, die er empfangen, verstreut umherliegen sieht, und Bücher, in denen er gelesen. Und dann die vielen Bilder aus allen Zeiten seines Lebens; mitunter von sehr guten Meistern: „Seine Physiognomie ist immer gleich kenntlich, düster und scheu. — Besonders merkwürdig war sie mir auf einem großen Bilde von Tizian, wo er mit seinem Vater Karl V. und beiden Gemahlinnen verklärt in den Himmel eingeht. Er blickt scheu von der Seite; diese Attitüde muß ihm sehr eigen gewesen sein.“

Und weiter geht die Reise nach Madrid. Hier wie in Escorial findet Caroline ein reiches Feld für die Betätigung ihrer künstlerischen Neigungen. Schier unerschöpfliche Schätze an Werken der größten Meister Italiens, der Niederlande, Spaniens, bieten sich dem entzückten Auge dar, und Caroline genügt es nicht, sie bloß anschauend in sich aufzunehmen: sie sucht sich auch eine bleibende, klare Vorstellung

von ihnen zu erhalten, indem sie jedes Bild einzeln ausführlich beschreibt. Da wird zunächst über die Komposition des betreffenden Gemäldes, über die Anordnung der Figuren und das Kolorit gesprochen. Dann folgt jedesmal eine mehr subjektive Beurteilung des Ganzen. Den Abschluß bildet eine zusammenfassende Betrachtung der charakteristischen Merkmale der dem Werke zugehörigen Schule, wie sie sich aus dem Bilde ergeben. Ein gutes Stück ernster Arbeit. Die Aufzeichnungen waren für Goethe bestimmt, aus dessen Nachlaß sie leider spurlos verschwunden sind. Doch werden sie von Goethe erwähnt in den Annalen 1807, wo er voller Begeisterung sie als eine wertvolle Bereicherung der vorhandenen Kunstbetrachtung erwähnt. Im Gespräch mit Wilhelm von Humboldt bezeichnet er die Beschreibungen nie anders, als einen „Schatz“, die der Raffaelischen Bilder nennt er „ein wahres Meisterstück“. Nie habe er Beschreibungen gesehen, die einem so alles gäben, das Bild zu beurteilen. Ein Teil der Aufsätze ist dann auch, freilich unter Verschweigung des Namens der Verfasserin, später von ihm in Druck gegeben. Die geistvolle, dem Schaffen der Meister in kongenalem Empfinden nahe kommende Arbeit erregte auch sonst die gerechte Bewunderung weitester Kreise. So erbat sich die Königin Luise in eigenhändigem Schreiben an Humboldt von diesem ein Exemplar des Buches. Mit welcher Schärfe der Intuition Caroline das Wesentliche des Bildeindrucks zu erfassen, mit welcher Prägnanz des Ausdrucks sie das Erfasste wiederzugeben weiß, zeigt beispielsweise die Besprechung der bekannten schlummernden Venus des Tizian. Sie findet sich in einem Briefe an

Gottfried Schweighäuser, einen jungen Gelehrten, dem Sohn des Straßburger Professors Johann Schweighäuser, des bekannten Herausgebers des Athenaeos, Appian und Polybios. Der junge Schweighäuser war im Frühherbst 1798 in das Humboldtische Haus als Lehrer und Erzieher der Kinder gekommen, wurde jedoch bereits im Mai 1799 zur Fahne einberufen und mußte die ihm lieb gewordene Stellung wieder aufgeben. Aber schon das kurze Zusammensein mit Humboldt und seiner Gattin hatte genügt, um eine dauernde Freundschaft zu begründen. An ihn schreibt Caroline: „In Madrid sah ich zu verschiedenen Malen eine schlafende Venus von Tizian. Nie vorher ahndete ich, daß es möglich sei, solchen Reiz mit einer solchen Reinheit zu verbinden. Stundenlang habe ich verstummt vor dem Bilde gestanden, das schönste Gesicht mit verschlossenen Augen — ein Körper! — Sie liegt im Vordergrund und durchaus unbedeckt, und Tizians Pinjel ist nie ein blühenderes, reizenderes Kolorit geglückt — und dennoch glaube ich nicht, daß es einen Menschen gibt, der roh genug wäre, daß nicht die edle erhabene Form dieser himmlischen Gestalt über das Reizende siegte — ich könnte mir denken, wie diese Venus gleich einer Heiligen verehrt und angebetet würde — nie hat ein spanischer Maler auch nur fern den Gedanken zu einem solchen Bilde aufgefaßt.“

Von Madrid wendet man sich noch tiefer südlich durch die Sierra Morena und gelangt über Cordova, Sevilla nach Cadix. Wieder läßt sich Caroline von den unendlichen Weiten des Weltmeers durchschauern, nachhaltiger noch, als in Bayonne: „Ich kenne keinen

Anblick, der einen fühlenden Menschen so tief in sich zurückzieht, so weit in die ungemessene Ferne reißt, der so den Geist mit dem Gefühl der Unendlichkeit erfüllt.“ Sie erlebt eine gewaltige Sturmflut, deren furchtbare Schreden ihr unvergeßlich bleiben bis ans Lebensende. Zweiundzwanzig Jahre darnach, 1821, schildert sie Rennenkampff das grauenvoll Imposante des damaligen Schauspiels — wie die Wogen daherrollten, daß man glaubte, sie würden die zitternde Erde verschlingen: „Die kleine Stadt ist gleichsam ihr Anbeißen, und oft in einer Nacht nimmt das Meer von den gewaltigen Werken, die Menschenfleiß und Kühnheit da aufgeführt haben, ein mächtiges Stück, gleich einem Spielwerk mit. Im Sturm gingen die Wogen hoch, gleich Gebirgen. Nacht bedeckte am hellen Tage das Meer, und der Schaum der erzürnten Wellen sprühte über die Türme der Kathedrale.“

Granada! — Auf kleinen Hügeln strebt die ehrwürdige, große Stadt an der Ebene hinauf, gekrönt von den mächtigen Türmen der Alhambra, der alten maurischen Königsburg. Und die Ebene rings umschlossen von einem Kranz ewiger Gletscher. Welche Fülle üppigster Vegetation: die ernsten Zypressen, viel hundertjährige Baumriesen, oft ganze Wälder von gewaltigen Stämmen, die kaum drei bis vier Männer zu umspannen vermögen; kühschlante Palmen, die ihre „lüftigen“ Wipfel im milden Hauche des Frühlings bewegen; die üppigen Orangen- und Zitronenbäume, die goldene Frucht im dunklen Blättergewirr . . . Kennst du das Land . . . : „So simpel es ist — Goethens Lied habe ich erst jetzt ganz begriffen und die Wahrheit seiner

Ausdrücke geföhlt.“ Dann wieder — welch lieblicher Gegenfaz — im Garten der Alhambra die silberne Pappel, die heimatlich helle Birke im zartesten ersten Grün; der Feigenbaum blüht und die Mandel, der hohe Lorbeer spiegelt sich im länglichen Marmorbassin. — Die Reise nähert sich ihrem Ende. Man gelangt in Valencias beglückende Fluren und endlich nach Barcelona: die Einsiedlerwohnungen des Montserrat, ein Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt und dem Treiben der Menschen. Da tönen die frommen Glocken, die Meßgesänge steigen zum Himmel empor; in tiefen Klüften grüßen von schwindelnder Höhe die Kreuze, die heilig kühne Hände hinaufgestellt.

Mitte April 1800 ist die Familie wieder in Paris, wo Caroline vier Wochen nach der Ankunft von einer Tochter, Adelheid, glücklich entbunden wird. Ein Jahr vergeht in dem gleichen Arbeitsfrieden, wie zur Zeit des ersten Pariser Aufenthalts. Humboldt vertieft sich in das Studium der romanischen Sprachen. Die älteren französischen Idiome, spanische Etymologie und Literatur werden durchforscht, vornehmlich das Baskische erregt sein Interesse. Zu eingehendem Quellenstudium sucht er noch einmal allein die Baskischen Provinzen Spaniens und Frankreichs auf. Die Reise ist äußerst ertragreich an Funden von Material; so kehrt er befriedigt zu den Seinen zurück, und dann, es ist im Spätsommer 1801, rüstet man sich zur Heimreise nach Deutschland. Auf der Durchfahrt durch Weimar ein freudiges, doch nur kurzes Wiedersehen mit Schiller; Goethe ist leider verreist. Weiter eilt

die Familie nach vorübergehendem Besuch bei dem Vater in Burgörner auf dem geradesten Wege nach Tegel. Der Winter gehört Berlin. Aber es ist nicht mehr der alte Kreis geistreich schöner Geselligkeit, den sie wiederfinden; so ziehen sie sich mehr und mehr auf sich selbst zurück. Die politische Misere des Vaterlandes, die korrupten Zustände in Preußen und besonders in Berlin — noch von der Zeit Friedrich Wilhelms II. her, der inzwischen (1797) gestorben ist — lassen weder Humboldt noch seine Gattin recht warm werden. Wie mit Heimweh zieht es sie zurück zum sonnigen Süd mit seiner frisch pulsierenden Lebensfülle aus der natürlichen Kälte der angestammten Heimat und ihrem frostig kalten Leben. Für Humboldt persönlich kam noch eine schwere seelische Störung hinzu: Jetzt, auf der Höhe des kraftvollen Mannesalters, empfindet er die Unbefriedigung eines berufslosen Lebens; er ist von so beständiger, nunmehr zehnjähriger Muße trotz aller eifrig betriebenen Lieblingsstudien übersättigt und angewidert. Das Verlangen nach geregelter Tätigkeit wird in ihm rege. Seine altadlige Herkunft, seine Beziehungen zum Hofe Friedrich Wilhelms III. machen ihm die Erfüllung seines Wunsches, wieder in den Staatsdienst einzutreten und die diplomatische Laufbahn einzuschlagen, nicht eben schwer. Viel mehr noch: die Erfüllung vollzog sich in einer für ihn selbst denkbar ehrenvollsten, für beide Gatten glücklichsten und begehrtesten Weise. 1802 erfolgt Humboldts Ernennung zum Vertreter Preußens am päpstlichen Stuhl mit dem Titel eines Geheimen Legationsrats und Residenten in Rom. —

„Ich denke zurück an alle Jahre, die wir nun miteinander in getrennter und vereinter Liebe verlebten“ . . . Dieser Geist des innigsten Verstehens und Einvernehmens, der in ihnen so still und wohlthätig waltet, ruht auch in den Kindern. Sie sind der Eltern Reichtum und Segen, alle wohlgeraten und gut: die kleine Li, vielleicht etwas phantastisch, frühklug und entwickelt, von der größten Reizbarkeit — unter den Kindern dasjenige, dem sich die Mutter am tiefsten, am wunderbarsten und schmerzlichsten verwandt empfindet. Wilhelm offen, gerade, einfach, trohig, der besondere Liebling des Vaters, der es sich nicht nehmen läßt, ihn selbst in den ersten Anfangsgründen zu unterrichten. Sein Sprachtalent zeigt sich bereits im Alter von fünf Jahren, während des Aufenthalts in Spanien; da beherrscht er bald die Sprache des Landes und befindet sich oft mit den Maultiertreibern in eifrigster Unterhaltung. Alle lieben den schönen Knaben; fromme Frauen, die ihm auf den Straßen oder in den Kirchen an der Hand der Mutter begegnen, preisen Caroline selig, daß sie ein solches Kind besitze: „Sie meinten, es wäre ein Engel.“ Theodor unendlich liebenswürdig, zart organisiert, „das graziöseste Kind, das man sehen kann,“ sein Auge ist, „als schaute man in den Himmel“. Die kleine Adal hat eben die ersten Zähne bekommen. Nun ergänzt den frohen Kreis der Geschwister ein neuer „Wickelnarr“, Gabriele: sie ist von der größten Schwachheit und hätte der Mutter fast das Leben gekostet.

Längst sind jene Stürme verrauscht, die den ehelichen Frieden des Paares gefährdeten. Die Kraft ihrer Liebe hat die Natur unterworfen,

hat es vollbracht, daß, was in sich Eins war, auch ewig ungetrennt bleiben sollte. Im qualvollen Schmerz einer inneren Wiedergeburt ist Caroline wohl die Erkenntnis geworden, wie man in einer Liebe auf einmal alle und unwiederbringlich verliert. „Der Mensch muß etwas Festes haben, woran er sich halten kann, etwas, das ihm ein Maß und ein Ziel ist, sonst hat er für sein eigenes Dasein keinen Begriff.“ Dies Etwas ist ihnen beiden die tröstliche Gewißheit ihrer gegenseitigen Liebe, der — trotz allem — unwandelbaren Treue ihrer Zuneigung. . . . „Ich denke zurück an alle Jahre, die wir nun miteinander in getrennter und vereinter Liebe verlebten . . .“



3. Kapitel

„Wenn sich nur eine Pforte erst öffnet,
durch die das eindringt, was mehr
als irdisch ist . . .“

Der 25. November des Jahres 1802. Nach einem wunderbar milden Tage versinkt die Sonne in purpurner Blut. Ihr flammender Abschiedsblitz überstrahlt die einsame Ode, die tiefe Melancholie der Campagna, daß sie aufleuchtet, wie von Blut übergossen; er vergoldet die schimmernden Kuppeln der Kirchen, die prunkvoll ragenden reichen Paläste, alle die unzählbaren Türme und Türmchen, das ganze buntdurchwirkte Häusermeer des ewigen Rom. Zuletzt grüßt er die massigen, durch tiefe Einbuchtungen voneinander getrennten Bergzüge, die in herrlich geschwungenen Linien den Horizont malerisch begrenzen. Noch lange zuckt ein tiefroter Streif über den höchsten Firnen.

Durch die Porta del Popolo rattern zwei schwere Reisewagen hinein. Sie fahren über den Ponte Mollè, dieses architektonisch vollendete Werk aus der Römerzeit, unter dem der Tiberstrom seine träge Flut schwerfällig dahinwälzt in fahlfarbenem Gelb. Langsam wenden die Wagen zum Monte Pincio hinauf und biegen ein in den großen Hof der Villa di Malta, von der aus einst ihre früheren Bewohner, die Malteser Ritter, die Stadt überschauten. Nun ist das Gebäude in eine Anzahl von Einzel-

wohnungen abgeteilt, in größere für ganze Familien, dann aber auch reizend lauschige Künstlerneſtchen hinter weit ausgebauten Balkonen, alle mit prächtiger Fernſicht. An einem der Fenster ſteht ein kleines Mädchen, das Töchterchen Ida der däniſchen Schriftſtellerin Friederike Brun, der Gattin eines wohlhabenden Kopenhagener Bankiers. Die Kleine drückt ſich ihr Näſchen an den Scheiben platt, um nur ja beſſer ſehen zu können, einen vorläufigen flüchtigen Eindruck von den neuen Ankömmlingen zu erhaſchen. Ein freundlicher Ruf iſt ihnen vorausgegangen und dann, was Ida beſonders wichtig erſcheint, ein paar allerliebſte Mädchen ſollen mit zur Familie gehören, die älteſte gerade eine rechte Spielkameradin für ſie. Lange hat ſie ſich ihrer Ankuft gefreut, kaum konnte ſie Tag und Stunde erwarten.

Zuerſt ſteigt der Vater aus, und ein paar Hände reichen ihm aus der Tiefe der geräumigen Wagen — das Geſicht der kleinen Ida wird immer länger —: ein — zwei — drei — vier — In Tränen aufgelöst ſtürzt ſie zur Mutter: „Oauer Jungens!“ Die Enttäuſchung iſt gar zu groß. Sie kann es ja nicht wiſſen, daß während der Reiſe auch die Töchter der Familie Humboldt der größeren Bequemlichkeit wegen Knabenkleider trugen. Ida iſt ſchwer beleidigt und ſchmolzt. Sie will von den „Jungens“ nichts wiſſen. Nur mit Mühe, nach längerem gütlichem Zureden gelingt es der Mutter, ihren Zorn ſo weit zu beſänftigen, daß ſie ſich doch wenigſtens in den Garten hinunterbegibt, in deſſen ſchattigen Gängen die Knaben ſich gerade tummeln. Es ſoll ein gar lieblicher Anblick geweſen ſein —

die beiderseitigen Eltern lauschen verstoßen am Fenster — wie Ida und der älteste „Knabe“, die scheu zurückhaltende Li, zunächst in weiten, dann immer enger werdenden Kreisen verlegen und schüchtern einander sich nähern, bis die temperamentvolle Ida plötzlich die frohe Entdeckung macht, der Junge sei ja ein Mädchen, und jubelnd die neue Freundin in ihre Arme schließt. Beide sind fortan die unzertrennlichsten Kameraden.

Und auch die Mütter hielten zusammen; immer fester schlossen sie sich aneinander, auch als zu Anfang des folgenden Jahres Humboldt mit seiner Familie in die Amtswohnung des römischen Residenten, den Palazzo Tomati, an der Via Gregoriana auf Trinità di Monte übersiedelte. Es wurde eine Freundschaft fürs Leben. „Caroline von Humboldt, die Mutter,“ schreibt Friederike Brun voll warmer Bewunderung in ihrem „Römischen Leben“, „ist eine jener seltenen Frauen, auf deren Art Deutschland unter allen mir bekannten Nationen vielleicht einzig das Recht hat stolz zu sein. Kenntnissreich in einem Grade, daß sie nur für eine Gelehrte gehalten zu werden wollen dürfte; . . . mit einem Sinn für das Höchste und Schönste in Poesie und Kunst begabt; . . . dazu kommt eine Persönlichkeit, welche, diese seltene Gabe des Geistes ankündigend, solche mit dem gewinnendsten Ausdruck einer Herzengüte vereinigt, welcher noch nie etwas über das reiche Vermögen zugetraut ward.“

Der erste Eindruck, den Caroline von Rom empfängt, ist nicht eben freundlich. Ganz im Gegensatz zu Humboldt, der die ewige Stadt mit dem

Auge des Gelehrten und Forschers betrachtet, dem Rom Gegenstand „egoistischen Genußes und der Selbstbildung“ ist (Haym), der in ihm das Gegenwart gewordene Altertum, den Spiegel der Weltgeschichte erblickt, sich getragen fühlt von der einzigen Empfindung der Größe, die ihn überall hier umwallt, sieht Caroline mit mehr unbefangenen Blick das modern realistische Rom, nicht wie es war, sondern wie es ist. Eine große Stadt, die nichts weniger als schön. Die Straßen bis auf den Corso und einige wenige Plätze — die meisten werden zum Wäschetrocknen benutzt — winkelig und eng; alle zusammen seien kaum eine Pariser Straße wert. Und voller Gerüche, starrend von Armut und Schmutz; überall Staub und Schutt aus den Häusern, unappetitliche Abfälle aus den Küchen mitten auf die Straße gegossen. Während Humboldt Rom etwa in der Weise würdigt, „wie jener Maler, den an dem verlumpten Bettler einzig und allein das malerische Motiv erfreute“, schaut Caroline mit dem feineren Tastsinn der weiblichen Seele hinter den Lumpen das Herzeleid. Sie hört den Hungertod als etwas Gewöhnliches nennen; er wird als ganz an der Tagesordnung mit demselben Gleichmut erwähnt, wie man anderen Orts von Fieber und ähnlichen Krankheitsformen spricht. Und in der That, die Teuerung war zu jener Zeit furchtbar; mußte doch der Kirchenstaat monatlich 90 000 Taler Kriegskontribution an Frankreich entrichten. Das arme Land war wie ausgefogen, unter der unerschwinglichen Höhe der Schuldenlast förmlich zermalmt.

Gleichwohl urteilt Caroline auch hier nicht einseitig. Über den Bildern des Elends übersieht sie

nicht die unauslöschliche Eigenart dieser unvergleichlichen Stadt, die Schönheit ihrer Lage: „Groß und lieblich zugleich atmet sie durch diese seltene Verbindung eine Stille, die ich mich nie entsinne, je in einer anderen Natur so tief und groß empfunden zu haben“; die Milde der Luft, mitten im tiefsten Winter: „das Gras verblüht, verwelkt hier nie im Winter, im Gegenteil, es ist dann schöner, als im hohen Sommer — der Platz, den das hohe Kolosseum umschließt, ist eine frische, grüne Wiese, alle Gärten sind grün und voller Blumen, mit einem Wort, man merkt kaum die unfreundlichste Zeit des Jahres.“ Gewiß, das sei viel, aber — es sei eben nicht alles. Rom erscheint Caroline als die Verbindung der äußersten Verkommenheit einer modernen Stadt mit der imposanten Größe antiker Vergangenheit, deren herrliche Spuren selbst aus Schmutz und Verfall überall unverkennbar hervorleuchten: „Von einem elenden, schmutzigen, mit elenden Häusern bebauten und verbauten Platze erblickt man die Vorhalle des Pantheon, man tritt hinein, und ich will den Menschen von Sinn und Gefühl sehen, den die Harmonie dieses einzig schönen Gebäudes, der lichte Glanz, der durch die geöffnete Kuppel hineinfällt, nicht in ein stilles Staunen versetzt.“ So sei alles in Rom. Dicht an die übriggebliebenen Spuren menschlicher Größe dränge sich das letzte und niedrigste Bedürfnis der Notwendigkeit: „Und was einem, glaube ich, hier in die Länge eine sehr ernste und vielleicht eine wehmütige Stimmung geben muß, ist die Frechheit, mit der das Geschick und der Sieg des Niedrigen über das Hohe.“ Aber bald gibt auch Caroline willig sich hin, auch sie unterliegt widerstandslos der über-

wältigenden Zaubermacht der ewigen Stadt, die wie keine den Geist zu umfassen, die Sinne zu binden weiß: „Ja, mit jedem Tag wird sie uns lieber, . . . daß ich kaum begreife, wie man sich einmal losreißen wird,“ schreibt sie an Goethe; und an Schweighäuser: „je l'aime au point de vouloir et de désirer d'y mourir.“ — „. . . Diese sehr liebe Frau muß man in Rom sehen, das sie die tiefste Heimat ihres Herzens nennt, um sie ganz kennen zu lernen,“ urteilt Henriette Herz sechzehn Jahre später über Caroline von Humboldt.

Die allgemeine Teuerung der Lebensverhältnisse zwang die Familie, sich in den Ausgaben aufs Äußerste zu beschränken. Verbrauchte man doch täglich allein für Brot nicht weniger als 18 Silbergroschen. Solchen und anderen Ausgaben von erschreckender Höhe standen nur 7000 Taler Einkünfte gegenüber. Ein Haus zu machen, war damit unmöglich. Man lebte bescheiden mit wenig Dienerschaft; nicht einmal Wagen und Pferde konnten gehalten werden. Gleichwohl gingen abends zum Tee eine Menge der interessantesten Persönlichkeiten zwanglos aus und ein, illustre und gefürstete Gäste, berühmte Künstler, Gelehrte von Weltruf und Diplomaten aller Nationen. Alle diese verschiedenartigen Elemente harmonisch zusammengehalten von dem leise vornehmen Walten der reizend sympathischen Hausfrau, die in der Freiheit und Jugendlichkeit ihres Wesens, der inneren Wärme und einsamen Tiefe ihres unaussprechlichen Menschentums den ausgeprägtesten Sinn für stille Häuslichkeit mit lebendigster Regsamkeit aufs Schönste vereinte. Ihrer besonderen Zuneigung, ihres fast mütterlich

Jorgenden Schutzes erfreuen sich vornehmlich die Künstler. Mit all den großen und kleinen Nöten ihres so vielfach gebundenen Erdenwallens dürfen sie ihr vertrauend nahen und sich eröffnen; immer hat sie Worte des Trostes, des tiefen Verstehens, hilft stets empfänglichen Herzens und mit der Lat. Es habe etwas sehr Rührendes, schreibt sie ein Vierteljahrhundert später, 1828, an die Tochter Gabriele, so große Talente lebenslang mit elenden Nahrungsforgen kämpfen zu sehen: „Wie der Baum nicht bloß von den Wurzeln aufgenährt wird und gedeiht, sein Wipfel wiegt sich in den Lüften, und so hoch er es vermochte hat er hinaufgestrebt und den größeren Sinnen unerkannte Nahrungstoffe hat er dort eingefogen — so kommt mir der Künstler, jeder wahrhafte Künstler vor. Mit den Füßen fußt er freilich auf der Erde und muß es, und wäre es nicht, hätte nichts in Poesie, Dichtung und Musik die Wirklichkeit, die es haben muß; es ist der Körper des Kunstwerks, aber das Begeisterte und Begeisterte in dem, was er hervorbringt, das schöpft er aus seinem Leben der Poesie . . . Was überhaupt wäre das menschliche Leben, wenn dieses Leben der Poesie nicht wäre.“ . . . Caroline ihrerseits geht in den Ateliers der Künstlerfreunde, jederzeit hoch willkommen, frei aus und ein, erlebt mit ihnen ihr Werk. Da arbeitet Thorwaldsen am Jason: Die Figur überlebensgroß, wie es dem Heldencharakter geziemt, nackt bis auf Helm und Schwert; der Kopf ernst, voll Ausdruck und Würde, jugendlich-still. „Die ganze Gestalt durchaus eins, leicht und bewegt, stark, in der größten Kraft und ganz, ganz entfernt von jeder Spur von Roheit.“ Da ist Reinhart,

Caroline „von allen hiesigen deutschen Künstlern der liebste“. Von einfachem, derbem Wesen flöße er doch Vertrauen und Zuneigung ein; als Künstler ernst, kräftig und voll. Seine Individualität drückte sich auf eine merkwürdig eindringliche Weise in seinen Bildern aus. Der Maler Schick, damals erst vierundzwanzigjährig, dem wir manch feines Porträt Carolinens und ihrer Kinder verdanken, erscheint ihr graziös; von jugendlich schönen Zügen, glühend von inniger Liebe zur Kunst, vielleicht nur etwas zu zögernd in all seinem Unternehmen: „Er möchte es — nicht aus Eitelkeit — sondern aus Respekt für das, was ihm das Heiligste und Höchste ist, gleich ganz gut, ganz vollkommen, ganz ohne Tadel machen und macht darüber zu wenig.“ Da sind Gmelin und Graß, Canova und Rauch, Tieck, Riepenhausen.

Daneben häufige Wanderungen durch die Säle des Vatikans und die Sixtinische Kapelle. Da werden die Wunderwerke der Großmeister des Cinquecento nach Gebühr gewürdigt: die titanenhafte Gewalt Michelangelos, Raffaels liebevoller Idealismus: „Nach allem, was wir in Paris und Spanien sahen, lernt man doch erst hier Raffael kennen, und er ragt wie ein Gott selbst über seine eigenen Werke hier hervor. Das war wohl einer der glücklichsten Menschen. Wie harmonisch gebildet mußte er sein, um diese Fülle der Schönheit in sich zu tragen, und welche ein Glück, sie wieder auszusprechen, sie außer sich wieder darstellen können!“ — Eine schöne Gegenwart, ein unendlich genußreiches Leben. Auch für Humboldt. Der völlig unpolitische Charakter seines Postens war für ihn wie geschaffen. Die

Feindseligkeiten Frankreichs gegen den römischen Stuhl ruhten vorerst; so bestand seine gesamte Geschäftsführung lediglich in der Bearbeitung von Aufträgen seitens Privater. Seine Duldsamkeit in religiösen Dingen, die Beschmeidigkeit seines Wesens machten ihn zudem bei Pius VII. und im Volke gleich beliebt. Nie, sagt Haym, sei ein fremder Gesandter in Rom mit gleicher Auszeichnung und Zuorkommenheit behandelt worden, niemals hätten Gelehrte und Künstler in Rom einen besseren Tribunen gefunden. „Er war der Liebling des Volks, der Nepot der Kurie.“ Wieder zieht er sich ganz in sich selbst zurück, genießt immer mehr das innere „reine Leben“. Rom ist der rechte Boden für ihn. Sein Bastenwertchen nimmt er in Angriff, und der Sommer führt auch vielleicht für den Aschylus eine glückliche Stunde herbei: „Hier, das fühle ich, gelingt mir alles.“

Und Caroline wurzelt allmählich mit allen Fasern ihres Wesens so tief in der ewigen Stadt, daß sie die bloße Möglichkeit einer Trennung von Rom weit von sich weist. In beschaulicher, fruchtbarer Stille gedenken beide Gatten hier ihr Leben weiter zu führen und auch zu vollenden. An der Pyramide des Cestius, auf dem Friedhof der Protestanten, wollen sie einst begraben sein: «Dès que j'ai vu ce lieu solitaire pour la première fois, j'ai désiré, que ce fut là, où je puisse reposer un jour,» schreibt Caroline an Schweighäuser in Wiederholung deselben schon einmal ausgesprochenen Gedankens.

Wie bald sollte ihr das geliebte Rom noch unjählich teurer werden. Im ersten Jahre des römischen Aufenthalts, am 15. August 1³/₄ Uhr nachts

zu L'Aricea, wird ihr das liebste und beste der Kinder, Wilhelm, im Alter von nur neun Jahren entrißen, von einem heftigen, mit Blutstürzen verbundenen Sumpffieber plötzlich und schnell dahingerafft. Er stirbt in den Armen der Mutter, auf ihren Lippen haucht er sein Leben aus. Wenige Tage darauf bettet sie ihn in römischer Erde zur ewigen Ruh', bei der Cestius-Pyramide, an einem einsamen Platz unter Bäumen: „Nun ist mir der schönste, der zärtlichste, der stärkste und blühendste entrißen. Sein Körper war die Bewunderung aller, die ihn sahen,“ berichtet Caroline an den Vater nach Erfurt. „Sie werden am besten fühlen, teuerster Vater, daß ein Verlust, wie der, den wir erlitten haben, ein Verlust fürs Leben ist.“ Humboldt trägt den Schmerz still, aber im Innersten tief bewegt, mit der Fassung des Mannes, der sich unter sein Schicksal beugt: „Der seinige und der meine sind fürs Leben.“ Nie wird die Mutter den letzten Anblick vergessen, da das liebliche, noch eben vom Spiel des Lebens erfüllte Antlitz des Knaben plötzlich starr vor ihr lag — im Bilde der blühenden Jugend furchtbar ausgedrückt die Gewalt einer fremden Macht. Vor ein Unfaßbares ist sie gestellt, vor eine wunderbar geheimnisvolle Verkettung von Umständen, die alle zu seinem Tode zusammengewirkt: „Wohin führt dieser Weg,“ schreibt sie untröstlich an Charlotte von Schiller, „und wohin ist der Funke des Lebens, der noch soeben seine liebliche Gestalt bewegte? Ach, alles ist tiefes Geheimnis; Entstehung und Tod deckt eine furchtbare Nacht, und das Furchtbarste und Widersprechendste in der weiten Natur ist der Tod eines blühenden

Kindes.“ Die Schönheit der grausen Verwufung anheim gegeben, das Vollkommene in einem Augenblicke zerftört. Eine Starrheit hat fie ergriffen — die verwifcht das Leben nie mehr: „Ich trage fein Schickfal und das meine wie ein schweres Rätfel mit mir herum, das mein eigener Tod mir erft lösen wird.“ Und endlich bricht die helle Verzweiflung in wilde Anklagen aus: „Kommt es Euch felbst nicht wie eine Ungerechtigkeit, recht eigentlich wie eine Kränkung des Schickfals vor . . . Liegt nicht in dem allen eine tiefe Lücke des Schickfals? Ach, nur zu tief fühle ich es, von meinem Leben ist der Glanz, der es schmückte, der schöne Glanz eines heiligen Glücks, eines unberührten Schickfals hinweggenommen, und ich habe keine Sicherheit mehr über das Teuerfte.“ — In dem noch kurz zuvor fo frohen Hause ist eine unausfüllbare Leere entstanden. Nicht die Zeit kann da lindern — fie verwundet nur tiefer, indem fie das Bild fern und ferner rückt; aber „die Sehnsucht bleibt, die glühende, verzehrende, der nichts mehr begegnet“ . . . „Beata“ — nun „Dolorosa“.

Noch fefter bindet von nun ab die Erinnerung an den geliebten Toten die Eltern an den heiligen Boden, der feine sterbliche Hülle birgt, noch inniger finden fich in gemeinfam getragendem Leid die Herzen der Gatten zueinander. Ganz und ungeteilt überlassen fich die beiden dem Kummer: fie wollen nicht vergessen. Doch der Mann bleibt auch hier naturgemäß der Stärkere. Und wenn Caroline klagt: „Die Tiefe und Unendlichkeit des Lebens hat fich vor mir aufgetan, und das Großmenschlische erblüht . . . gewiß und einzig nur da, wo das In-

dividuum sich weder im Genuß des Glücks, noch des Schmerzes schont," so tröstet Wilhelm: die Aufgabe sei nicht, glücklich zu leben, sondern sein Schicksal zu vollenden und alles, Glück, wie Unglück, voll in sich aufzunehmen, mit einer Art schonungsloser Kühnheit ins Leben einzugreifen und es zu leben: „Ich habe so viel Welt, als ich konnte, erfaßt“ — in Freude wie Leid — „und in meine Menschheit verwandelt“. Wund sei auch das glücklichste Leben; aber das Schicksal richte sich doch letzten Endes allein nach dem inneren Menschen. Langsam richten sich die Gatten aneinander auf. In ihnen entwickelt sich allmählich ein Gefühl der höheren Kraft in diesem unaussprechlichen Leiden, der Schmerz verrichtet seine fruchtbare Arbeit an ihnen und zieht sie empor: „Doch tönt mir eine Stimme des Trostes in der Seele, und die Hoffnung, daß die Bande der Liebe ewig sind, und daß etwas ist, was dem dunklen Schicksal des Lebens Bedeutung und Klarheit gibt“. Und endlich haben sie überwunden — im Unsichtbaren, das Grab und Tod überdauert, die innere Heimat entdeckt: „Wenn sich nur eine Pforte erst öffnet, durch die das eindringt, was mehr als irdisch ist, so fängt der Mensch an, geborgen zu sein“. Der Tod ist gekommen und hat die Pforte weit aufgetan: ein trostloses Dunkel, ein nie zu entwirrendes Rätsel. Und dahinter eine Gewißheit: dies enge Leben — es kann der Abschluß nicht sein. Die Liebe ist ja unendlich, wo fände sie Raum, wenn nicht als Bürgerin zweier Welten! — Wenn man sieht, wie dieses edle Weib mit wahrhaft heldenmütiger Kraft sich hindurchringt durch die Nacht der Schmerzen zu

lichten Höhen, wie es sie immer weiter hinauf-
führt zu der großen Stille der Sterne, immer tiefer
hinein bis zum Urquell, dessen verborgenes Strömen
die meisten von uns nur dunkel und in seltenen
Augenblicken einmal zu ahnen vermögen, dann
wird man bewundernd in das herrliche Wort des
Vaters einstimmen, das alle seine Liebe in sich faßt:
„Du bist immer ganz das gewesen, was du in
jedem Moment sein mußtest . . . Du hast aus jeder
neuen Epoche des Lebens auch immer das Beste und
Höchste geschöpft.“ Ja: ganz in der Fülle des
Glücks, ganz in Schmerz und Entbehren, ganz im
Verzweifeln. Und ganz im seligen Sieg.

Es war eine schwere, aufreibende Zeit. Denn
auch die anderen Kinder waren an heftigem Fieber
erkrankt; Theodor nicht minder schwer, als der
Bruder. Nur durch die besonnene Umsicht und
Sorgfalt des ihn behandelnden Arztes Kohlrusch,
eines jungen Hannoveraners, sowie durch die auf-
opfernde Pflege der Mutter wurde er mit knapper
Not dem Tode entrissen. Neunzehn Tage lag er in
totenähnlichem Schlaf. Die Haut war wie Leder,
er roch wie eine Leiche. Immer wieder wollen die
anderen Ärzte — es waren Italiener — die Mutter
vom Bette des Kindes entfernen: sie müsse sich
fassen, er sei ja schon tot. Nur Kohlrusch spürt,
wenn auch schwach, noch den Puls. Er gibt die
Hoffnung nicht auf und rettet das Kind zum Leben
hindurch. Langsam erholt sich der Knabe, erleidet
aber im Laufe des Winters mehrere Rückfälle be-
denklichster Art in ein hartnäckiges Wechselfieber.
Nur ein Mittel kann helfen: die Veränderung
des Orts und des Klimas. So entschließt Caroline

sich auf den dringenden Rat der Ärzte, im März 1804, mit Theodor, der ältesten Tochter Li und einem Kindermädchen, in Begleitung des Doktor Kohrausch zur Reise nach Deutschland. Mit dem todtblaffen Knaben, der nur liegend, in Betten verpackt, transportiert werden kann, gleicht der Wagen einer Ambulanz. Je höher hinauf man jedoch nach Norden kommt, desto weiter schreitet die Besserung vor. Bald verläßt den kleinen Patienten das Fieber ganz. In Erfurt, wo sie Anfang April eintreffen, ist er völlig genesen. Rund einen Monat hatte die Fahrt gedauert, zu der heute der Lugszug 31 Stunden braucht, und das galt noch als über Erwarten schnell; mußte man doch bei der überaus schlechten Beschaffenheit der Wege mit wiederholtem Radbruch und Umwerfen rechnen. Die Kosten der Reise erreichen den hohen Betrag von 570 Talern, und das erscheint Humboldt noch gar nicht einmal viel.

Den Vater findet Caroline bei erstaunlich guter Befundheit. Sein Magen muß ausgepicht sein: „Heute hat er fünf Sorten sauren Wein gekostet, sieben Sorten schlechten Kaffee und von drei fetten Schüsseln gegessen. Am Abend talgigte Waffeln, und doch ist er wohl.“ — Mitte Mai besucht sie die Freunde in Weimar. Schiller und Lotte freilich sind gerade in Berlin und kehren erst gegen Ende des Monats zurück. Man verlebt dann noch gemeinsam genußreiche Tage in der alten vertrauten Weise, wobei Caroline das fertige Manuscript des „Wilhelm Tell“ zu lesen bekommt: „Es ist ein wirklich großes Wert seines Genies, das ich weit über die ‚Braut (von Messina)‘ hinaussetze.“ Wie treffend

wieder in seiner Kürze das nun folgende Urteil: Mit bewunderungswürdigem Geist habe der Dichter die einzelnen Gestalten und die zerstreuten Fakta zu einem Ganzen vereint und Tell, den Helden des Schauspiels, auf eine außerordentlich gelungene Weise dadurch herausgehoben, daß er ihn von allen gemeinschaftlichen Beratungen der Schweizer fern halte, bis zu dem Augenblick, wo er handelnd und ohne Beistand erscheine: „In dem Stück ist nichts Unnützes, nichts Weitschweifiges, nichts was wegbleiben könnte, auch nicht ein Wort.“ — Der gesellige und geistige Verkehr wird dann durch ein freudiges Ereignis im Schillerschen Hause etwas unterbrochen. Lotte schenkt Ende Juni einem Mädchen das Leben. Wirklich hübsch, meint Humboldt, als er durch die Gattin davon hört, wenn die Lotte selbst nur nicht überall so fahrig und schlaff wäre: „Über so, fürchte ich immer, entfährt sie einmal sich selber bei einer solchen Gelegenheit.“

Vorläufig ist Humboldt mit den beiden jüngeren Mädchen, der vierjährigen Adel und der zweijährigen Gabriele, in Rom zurückgeblieben. Nur um so inniger hat sich der vereinsamte Gatte an die Kinder, haben die Kinder an den Vater sich angeschlossen. Ein Bild herzerquickender Zärtlichkeit. Sie sind ständig um ihn, spielen in seinem Zimmer, während er vielbeschäftigt am Schreibtisch sitzt. Wie oft unterbrechen sie ihn inmitten der Arbeit mit ihren Fragen und Wünschen, aber immer bleibt er gleich freundlich und gut, geht liebevoll auf alle die einfachen Regungen ihrer kleinen Herzen ein; nie wird er müde, sich mit ihnen abzugeben: „Wo ich einen Tisch habe und die Kleinen, habe ich auch die Welt.“ Gabrielen,

„d'une complexion très délicate“, ein unendlich lebhaftes und selbständiges Ding: „Sie ist wie ein kleiner Löwe im Kasten, und wenn man sie ruft, dreht sie sich erst zehnmal im Kreise herum, ehe sie kommt.“ Regelmäßig sucht sie den Vater auf, klopft an und ruft: „Papa, Zuchero.“ Dann muß er öffnen, sie gehen ans Buffet der Mutter, und wenn sie den Zucker nur sieht, wird sie schon krieselig und toll vor Vergnügen.

Adel, ein kleiner Tyrann, wie schon die Mutter gelegentlich zugeben muß: „une, qui domine et despotise un peu la maison, au moins sa maman.“ Und da die Mama nun fern ist, muß der arme Vater es doppelt entgelten. Sie bestimmt die Stunde der Mahlzeit und ordnet an, was er essen soll. In der Nacht muß er bei ihr schlafen und am Morgen sehr zeitig, spätestens um 6 Uhr, wieder aufstehen, und zwar — sie ruft es ihm in den Schlaf hinein zu — mit dem „Kopf zuerst“. Wenn aber die Mutter nur erst zurück ist, dann braucht keiner mehr bei ihr schlafen: „Bloß Mutter, und Mutter nicht mit Kopf zuerst heraus.“ Abends von 8 bis 9 Uhr sitzt sie an Vaters Tisch und schreibt mit seiner Feder — „auf die ich sonst so viel halte!“ — Briefe an lauter Kardinäle. Sie lacht sich dabei halb tot. Aber dieser Beschäftigung schläft sie wohl auch gelegentlich, den Kopf auf den Armchen, ein. Und der Vater trägt sie ins Bett, so sanft, daß sie auch beim Ausziehen nicht wieder aufwacht. Aber für all die rührende Sorgfalt, mit der seine Liebe sie hegt und umgibt, ist sie auch herzlich dankbar. Kehrt er vom Ausgang zurück, so springt sie ihm um den Hals: „Ich immer an Vater gedenkt.“ Einmal be-

merkt sie, daß an seinem Hausroß eine Naht aufgetrennt ist. Ohne ihm etwas zu sagen, nimmt sie — er ist gerade mal fort — das Kleidungsstück, trägt es zum Mädchen: „Nähen, nähen, entzwei, armer Papa.“ Als dann Humboldt heimkommt, ist sie ganz außer sich vor Vergnügen, schleppt den Roß im Triumph herbei und zeigt, daß alles wieder in Ordnung. — Im Sommer wohnt man einige Zeit in dem herrlich gelegenen Marino. Da ist am Hause ein kleiner Balkon, der nach der Straße hinausgeht. Ihn benutzte Adel als Rednertribüne. Von da herab hält sie Konversation mit den Kindern der Gasse, die sich unten versammeln. Sie erzählt ihnen sehr ausführlich, sie sei in Paris geboren — das hören sie noch gläubig mit an —, sie habe einen Mann — nun beginnen die unten zu lachen. Adel wird immer eifriger: von sechs Kindern sei sie die Mutter. Ein wieherndes Brüllen bricht unten los. Das ist Adel zu viel: sie wirft sich auf den Boden und weint fürchterlich. Aber als die beabsichtigte einschüchternde Wirkung ausbleibt, springt sie auf, läuft wieder nach vorn und schimpft aus vollem Halse auf italienisch maledette Bestie und andere ähnliche Ehrenbezeichnungen.

Ja, Marino — das ist überhaupt eine köstliche Sommerfrische: „Für meine Verachtung der Flöhe, liebe Seele,“ schreibt Humboldt an Caroline, „werde ich recht bestraft.“ Die ersten Nächte hat er kaum ein Auge zu schließen vermocht. Millionen! Endlich hilft sein Freund, der viellüstige Kanonikus, „echt homerisch“ durch Anwendung einer etwas radikalen Kur: „Er hat zwei Mädchen gesagt, ich hätte einen unendlich kleinen, aber kostbaren Stein in meiner

Stube, wo das wahre Nest war, . . . verloren, und sie sollten ihn suchen. Die armen Mädchen trocknen nun auf allen Bieren in der Stube herum, und wie der Kanonikus es berechnet hatte, so sprangen alle Flöhe auf ihre Röcke und Hemden. Er stand immer ganz listig dabei, und wie er sie ganz schwarz sah, brachte er sie zum Hause heraus." Das wäre ja nun so weit ganz gut und schön gewesen. Bald aber stellt sich heraus, daß eine Frau im Nachbarhause sich jeden Morgen ausflöht und die Tierchen zu Humboldt ans Fenster und auf die berühmte Loggia mit der gepriesenen Aussicht wirft. Das wird ihr nun zwar verwiesen; doch lehrt die Dame sich wenig daran: sie habe nur das eine Fenster; wo also solle sie ihre Flöhe entfernen. So muß man denn die höhere Gerichtsbarkeit mit der Sache betrauen, den Viceduca, den Bendarmen des Ortes. Dieser vortreffliche Mann erläßt kurzer Hand ein eigenes Mandat, durch das der Frau „bei sechs Piaster Strafe verboten wird, sich an dem Fenster, das nach Sr. Erzellenz Loge geht, auszuflöhen. . . Wie die Unglückliche seitdem nun ihre Flöhe selbst verarbeiten mag, weiß Gott!" — Auf diese Weise wird die Gattin aufs eingehendste in Kenntnis gesetzt von der interessanten und wichtigen Begebenheit in betreff der bissigen Flöhe von Marino. Sie muß alles miterleben, auch die humorvolle Flohhaß.

So bleibt, wenn auch räumlich geschieden, Caroline mit dem Gatten und den Kindern beständig in engem geistigem Verkehr: „Meine Gedanken entfernen sich gar nicht von dir und den holden kleinen Mädchen. Ich kann nicht eigentlich sagen, daß ich

an euch denke, aber ihr lebt mit mir . . ." In rechter Muttertreue sorgt sie auch aus der Ferne für das leibliche Wohl der Kinder und trifft diesbezügliche Anordnungen bis ins Kleinste: da soll Anna, das Kindermädchen, streng darauf achten, daß Adell nie und unter keinem Vorwande am offenen Fenster stehe oder in einem Zimmer weile, wo die Fenster geöffnet sind. Für den Sommer wäre eine hölzerne Badewanne sehr zu empfehlen, in der die Mädchen bis unter die Arme im Wasser zu sitzen kämen. Mit den beiden Tee- und dem Fleischkessel ließe sich in der Küche bei kleinem Feuer sehr bequem und genügend Wasser anwärmen. Das sei billiger, als das große Bad heizen. So fühlt man auch hier überall das wohlthätige Wirken des Geistes der fernen Gattin und Mutter; es ist, als ob sie gegenwärtig wäre. Wie rührend aber auch der Dank für alle diese Liebe: „Möchte es uns möglich sein, die Kinder dir gleich zu machen,“ schreibt Humboldt, „das ist mein einziger und mein heißester Wunsch. Wenn sie, bis sie erwachsen sind, unter deinen Augen leben können, verzweifle ich nicht daran.“

Nach zweimonatigem Aufenthalt hatte Caroline Deutschland wieder verlassen und sich im Juni nach Paris begeben, wo im August auch der Schwager Alexander von seiner hochbedeutsamen sechsjährigen Forschungsreise nach Südamerika und den Vereinigten Staaten eintrifft. Er ist noch immer unbeschreiblich derselbe geblieben, der er von je gewesen: in Manieren, Gestikulationen, Mienen, Tourneuren, großen und kleinen Eitelkeiten. Alle europäischen Länder gehen ihm im Kopfe herum: „Er

möchte auf einmal hier, in Spanien, in Berlin und bei uns in Rom sein.“ Unendlich ist er beschäftigt und wird gefeiert, angestaunt wie ein Wundertier. Im Hause der Schwägerin tritt er schon morgens zwischen 5 und 6 Uhr an, stört Kohlräusch auf, arbeitet oder schwätzt. Nach wie vor rechnet er beständig sein Vermögen durch und hat nach seinen Berechnungen nie etwas ausgegeben. Die schlimmste Eigenschaft an ihm ist sein französisierendes Wesen. Es wäre wirklich gut, wollte ihm Wilhelm als der ältere Bruder einen milden, schonenden, dabei ernststen Brief über seine Deutschtum zukommen lassen. Ja, erwidert der Gatte auf diesen Vorschlag, es scheine doch, man käme der Natur nicht wesentlich näher, wenn man aus der zivilisierten Welt herausgehe. Immerhin sei es bei Alexander kaum die Sucht nach Effekt, die ihn treibe; das sei nur die Außenseite der inneren tiefen Regsamkeit. Freilich bleibe es unbegreiflich, wie so unleugbar große Eigenschaften so locker und lose zusammenhängen könnten, wie es möglich sei, „für die Natur und das Weltall einen so großen, wirklich ausreichenden und für die Menschheit und sich einen so auffallend kleinen Maßstab zu haben.“ Doch empfinde Alexander selbst seine Mängel und Schwächen wohl tief, denn es fehle ihm nicht die Richtung auf das Bessere und Höhere hin. — Welch gegensätzliche Charaktere die beiden Brüder! Immer unruhig, voll neuen Strebens und neuer Zwecke der eine — der andere in sich harmonisch geschlossen, so gern vergraben auf den einen Punkt, auf den ihn der Zufall geworfen hat: „Er hat von früh an nach außen gestrebt, und ich habe

mir ganz früh schon ein inneres Leben erwählt“ . . . „Seit unserer Kindheit sind wir wie zwei entgegengesetzte Pole auseinander gegangen.“ Aber: „Wir haben uns immer geliebt und sind sogar vertraut miteinander gewesen.“

Am 2. Juli hat Caroline einer vierten Tochter, Luise, das Leben geschenkt, einer schönen Kleinen, mit dunkelblauen Augen, lichtbraunen Härchen, feingeschnittenem Munde. Die Nase freilich liege noch gar im Argen: „Übrigens ist sie schneckenfett und rund auf die Welt gekommen, trinkt ganz entsetzlich am Tage und schläft wie ein Raß des Nachts.“ Mit so heiligen Hoffnungen hat die Mutter das erwachende Leben in ihrem Schoße gefühlt, so dankbar das Kind als ein durch wunderbare Schickung gegebenes Kleinod empfangen. Aber nicht lange bleibt dieses Kleinod der Mutter erhalten. Das noch kurz zuvor mit mütterlichem Stolz als fett und rund gepriesene Kind fällt plötzlich zusammen; ein schwach flackerndes Flämmchen, erlischt drei Monde später das junge, kaum ans Licht gebrachte Leben. Wieder fühlt sich das Mutterherz von denselben Qualen zerrissen, die sie noch kaum überwunden: „Wilhelm, mein teures Leben, wir haben aufs neue ein geliebtes Kind verloren, und der tiefste Schmerz des Lebens kann sich erneuern!“ . . . „Heiliger Gott, wozu bewahrt mich noch das Schicksal.“ An der Mutterbrust ist sie gestorben, die sie „mit so gänzlicher Hingebung und Treue, ach, mit so heißer, sehrender Liebe“ genährt: „Wohin aus meinen Armen, wohin führt sie der gewaltige Tod?“ Wieder helfen die Gatten in gegenseitiger inniger Liebe einander tragen; überall der wunder-

bar tröstende Einklang zweier gleichgestimmter Seelen: „Nur die, von denen das Leben ausgegangen ist, können über den Tod sich besprechen.“

Auf einem Gute bei Meudon, unter einer hohen Akazie, wird Luise begraben; dort ruht sie in fremder Erde allein. Wunden Herzens, bis ins Innerste getroffen und erschüttert, verläßt Caroline Paris: „Ich komme nicht reicher zurück, ärmer . . . mit dem tödlichsten Schmerz um Wilhelm im Herzen hat sie mein Leben erhalten, und ich konnte das ihre nicht halten.“ Wie sehnt sie sich nach den einsamen Abenden mit dem Gatten, nach dem stillen Gespräch mit ihm. Und er fordert sie auf, heimzukehren in seine Arme, sich auszusprechen und auszuweinen nach all dem Weh. Kein Laut ihres Herzens sei ihm fremd. Im ersten Moment des Wiedersehens werde sie in seinem Blick die unendliche Liebe finden, die er immer gleich treu und gleich stark für sie hege.

Am 25. Dezember verläßt Caroline mit den Kindern Paris. Hochinteressant gestaltet sich die Winterreise durch das Gebirge von Savoyen; der Weg gehört einerseits zu den schönsten, andererseits gefährlichsten, die man nehmen kann. Ununterbrochen zu Seiten der Straße hier starrer unersteiglicher Fels, dort der gähnende Abgrund von unabsehbarer Tiefe. Drunten der Waldstrom, der sich mit donnerndem Getöse herabstürzt in den imposantesten Fällen. Eine reizvolle, aber maßlos wilde Natur. Eigenartig der Übergang über den Mont Cénis. Das Blatteis ist so gefährvoll, daß auch die geübtesten Träger ihre Dienste verweigern. Eisschlitten werden benutzt, Ramasses, die

Vorläufer unserer heute so beliebten Hörner- und Rodelschlitten. Man spannt einen Maulesel vor, der das Gefährt bergauf zieht. Der Führer geht nebenher. Sobald die Höhe erreicht ist, wird das Zugtier ausgespannt und der Führer nimmt zu Füßen des Fahrgastes Platz, durch Aufsetzen der Hacken den Schlitten steuernd. Pfeilschnell gleitet man nun zu Tal, hart neben abgrundtiefen Bergseen und jähen Schründen. Diese Talfahrt, berichtet Caroline, sei furchtbar gewesen, für sie selbst doppelt, weil ihr Schlitten von einem hinter ihm kommenden erfaßt, umgedreht, den Händen des Führers entrissen, unfehlbar ins Bodenlose herabgestürzt wäre, hätte nicht wie durch ein Wunder im letzten Augenblick ein Stein den Fall aufgehalten.

Zu einem recht unbequemen Reisehindernis noch kurz vor dem Ziel wird der Taro, ein südlicher Nebenfluß des Pos. Durch Schnee und Regen ist der Strom vor Parma so mächtig geschwollen, daß seine wilden Fluten die Schiffbrücke mit fortgerissen haben. Eine Überfahrt erscheint unter solchen Umständen ganz unmöglich. So sind die Reisenden genötigt, in einer elend schmutzigen Osteria hart am Ufer einen sechsunddreißigstündigen unfreiwilligen Aufenthalt zu nehmen; erst dann sind die Wasser so weit gefallen, daß es glückt, den Strom auf seichter Furt zu durchqueren. Der letzte Teil der Reise verläuft ohne weitere Schwierigkeiten. In der Mark Ankona, die sich längs dem Adriatischen Meere hinzieht, lernt man ein wundervolles Stück Erde kennen, von unendlichem Reiz durch die Schönheit seiner Lage, seine malerischen Volkstypen und



Adelheid und Gabriele von Humboldt.
Gemälde von Gottlieb Schid. In Schloß Tegel.

70 1941
ANNOUNCING

die hochentwickelte Industrie. Zwei Stunden vor Rom ist Humboldt den Seinen entgegengeeil't. Herzinnig begrüßen einander die lange Getrennten. Am 29. Januar 1805, um die Mittagszeit, hält Caroline an der Seite des geliebten Gatten ihren Einzug in das heilige Rom.

Welche Freude für die Mutter, als sie die Mädchen unter der Obhut und sorgsamem Pflege des Vaters herrlich erblüht wiederfindet. Adelt ist für ein Kind von noch nicht fünf Jahren außerordentlich groß und stark, mit sprechenden Augen, beweglichen Zügen, unbeschreiblich klugem Gesichtsausdruck, der sie, obgleich ihr Antlitz an sich es nicht ist, geradezu schön erscheinen läßt. Der lieblichste Körperbau, die hübschesten Arme, Hände und Füße auserlesen graziös. Gabrielchen freilich ist in demselben Maße klein geblieben, wie die Schwester gewachsen ist, nicht eben viel höher als eine größere Puppe; aber kerngesund, ebenso dick, wie lang. Das Gesicht regelmäßig und zart, von himmlischer Sanftmut und stetem Frohsinn. Das ganze Körperchen die Miniatur eines vollendet gebildeten Mädchenleibes. Während der langen Abwesenheit der Mutter hat sie sich daran gewöhnt, in der älteren Schwester so eine Art Stiefmütterchen zu sehen und sie für sich sorgen zu lassen. Rührend, wie sie sich schußsuchend in ihre Arme flüchtet, wenn ihr der etwas stürmische Bruder irgend ein Leid angetan, wie sie Adelt ihre Schmerzen klagt, wenn sie gefallen ist. Beide Kinder von übersprudelnder Heiterkeit.

Schlimm steht es nur mit der deutschen Sprache der Kleinen. Sie haben aber auch alles verlernt und wollen nur noch italienisch sprechen. Die Bemühungen der

Mutter, sich mit ihnen auf Deutsch zu verständigen, scheitern völlig. Adelt wie Gabriele bezeigen den unüberwindlichsten Abscheu vor diesen beleidigend „barbarischen“ Lauten. Es ist wirklich rein zum Verzweifeln. Besonders Gabriele zieht sich sofort getränkt als „Wilde unter dem Palmenbaum“ unter den großen Eßtisch zurück. Dort verharrt sie in schweigendem Groll und ist nicht eher wieder hervorzubringen, als bis man ihr auf italienisch kommt. Da nun Theodor seit Paris nur französisch parliert, die Eltern aber wenigstens untereinander und im Verkehr mit den Kindern auf ihr geliebtes Deutsch nicht verzichten wollen, so herrscht in dem Hause ein geradezu babilonisches Sprachengewirr.

Das Jahr 1805 wird für die wiedervereinten Gatten eines der glücklichsten und genussreichsten des ganzen römischen Aufenthalts, besonders auch durch das enge Zusammenleben mit dem Bruder Alexander, welcher der Schwägerin bald gefolgt und im April angelangt ist. In seiner lebhaften Art zu schildern läßt er die Wunder des von ihm wahrhaft neu entdeckten Amerika vor den Augen der erstaunten Zuhörer erstehen, in dem Farbenreichtum seiner Darstellung gewinnen die Reiseberichte ein eigenes Leben und plastisch klare Gestalt. Allmählich sammelt sich um ihn ein Kreis der größten Geister aller Nationen; mit unausgesetztem Interesse folgt man gespannt seinen lehrreichen Vorträgen. In diesen lebhaft anregenden Verkehr mit dem trefflichen Bruder, in den Frieden und die Stille des häuslichen Glücks fällt plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Trauerbot-

schaft aus der deutschen Heimat: Er ist dahin, der unvergeßliche Freund, der gefeierte Dichter, mit dem die Erinnerung so fruchtbar tiefen Erlebens, so köstlicher Stunden unauflöslich verbunden ist. Durch Jahre des Zusammenseins waren Gedanken und Empfindungen mit ihm so innig vermischt; und nun ist er, ach, so frühe allen entrissen und war noch so wenig vollendet. Denn jedes Werk seiner Kunst war ein neuer Versuch, ein immer höheres Streben, immer näher kam er dem Ziel, das er sich vorgesteckt. Es klar zu sehen, hat er nicht mehr erlebt; nicht war ihm vergönnt, sich hinaufzuarbeiten zu den letzten Gipfeln. Sein Tod ist gekommen wie etwas, das wieder mehr abreißt vom Leben, fremdartiger macht gegen die übrige Welt. „Seine Lehre,“ schreibt Humboldt an Goethe, „stand eigentlich im Widerspruch mit der Welt, wurde bald übersehen, bald verkannt, aber so lange er lebte, war sie, wenigstens für uns, seine Freunde, das eigentlich Geltende. Jetzt, da er dahin ist, haben die anderen die Übermacht.“ —

Monde und Jahre kommen und gehen. Noch nicht genug der Prüfungen: Caroline erfährt ein drittes und letztes Mal das furchtbare Niobidengeschick. Am 7. Januar 1806 hat sie einem Knaben, Gustav, das Leben geschenkt, dem seine sanfte Güte und milde Freundlichkeit bei den Leuten im Hause den Namen des kleinen Heiligen: il Santarello eingetragen. Nur zwei Jahre erfreut sich die Mutter des holden Glücks. Dann wird auch diese junge Blüte vom Wintersturm geknickt: der Knabe stirbt am 12. November 1807. In kraftvoller Gesundheit schien er wie bestimmt zu langem Leben. Auch

das Zahnen hatte er ohne Mühe fast durchgemacht, nur noch zwei Zähnen fehlten; und gerade daran mußte er sterben, unter den entsehllichsten Zuckungen und wildesten Krämpfen. Welch unaussprechliche Qual für die unselige Mutter, ihr herrliches Kind acht Tage lang mit dem Tode ringen zu sehen, und keine andere Hilfe, als nur das Gebet von bebender Mutterlippe: Herr mach ein Ende! Endlich, endlich wird ihr Gebet erhört. Das Kind ist erlöst. Sie selbst aber ist wie vernichtet. Ihr Leben erscheint ihr seit diesem letzten Verlust wie ein banger, fruchtloser Kampf. Sie wünscht sich ein anderes Kind, und dann wieder schaudert ihr vor dem Gedanken; und wieder klagt sie wie einst beim Verlust des ersten Kindes in einem Briefe an Lotte von Schiller: „Das Schicksal hat mir Unrecht getan. Es hatte mich ja schon tief genug getroffen, und wie ich diesen Knaben gebar, empfing ich ihn mit einer wahren Andacht, wie ein Pfand der Versöhnung und des Glückes . . . Vergessen kann ichs nie, vergessen nie mein unerhörtes Schicksal, das mich trifft und wieder trifft und noch einmal. Niemand hat mir beigestanden; ich gehe einen dunklen Weg allein; ach, so steht es eben um die menschliche Natur, daß man allein ist in Freude und Schmerz.“ Alles, was man von Mitteilen und Ausprechen des Gefühls sage, seien nur eben Worte und weiter nichts. „Kein Mensch hilft einem anderen; wenn man nicht aus der eigenen Brust die Kraft des Lebens nimmt, so gibt wahrlich nichts sie einem von außen.“

Daß die einzige heilige Gewalt im Leben, die Gewalt der Liebe, doch so garnichts vermag gegen

die unwiderruflichen Gesetze der Natur! Warum nur, warum? — — In all die fassungslose Verzweiflung leuchtet aber auch hier tröstend hinein das Licht aus der Höhe, das Licht der Liebe, die von oben kommt und nach oben zieht. Verklärung und Wiedersehen. Niemand freilich gibt die Gewißheit. Vorerst ist es auch für Caroline nur ein fernes Schimmern, ein weithin fliehender Glanz — der schöne Gedanke der Zukunft hinter dem Grabe. Und doch lebt er wie eine stille Verheißung in dem Ahnen des zagenden, gläubigen Herzens. Wenn sich nur eine Pforte erst öffnet, durch die das eindringt, was mehr als irdisch ist. . .



4. Kapitel

„Hier wird in Stille und umgeben von der ernstesten und schönsten Natur, die Seele, selbst im Schmerz, klar, wie der Himmel, der einen umfließt . . .“

Und Deutschland? – Hatten Humboldt und Caroline unter der glühenden Sonne Roms, im unerlöschlichen Genuß aller seiner Herrlichkeiten die nordische Heimat vergessen, gingen die verheerenden Stürme der Jahre 1806/07, die schmachvolle Niederlage von Jena und Auerstädt, der hohnvoll triumphierende Einzug Napoleons in die preußische Hauptstadt, alle diese tiefen Demütigungen ihres Vaterlandes so ganz spurlos an ihnen vorüber? Sie kannten vielleicht nicht jene hohe, selbstlose, zu den äußersten Opfern begeisternde Vaterlandsliebe, die heute unser Geschlecht erfüllt, die in der Stunde der Not und Gefahr uns alle zu mannhafter Abwehr auf dem Plane findet. Das lag so im Geiste der Zeit. Das damalige Deutschland gab dazu wenig Anlaß. Es bestand überhaupt sozusagen nur mehr im Begriff; seine nationale Selbständigkeit hatte es völlig verloren, war, überschwemmt von gallischer Sitte und Kultur, von französischem Wesen ein Spielball fremder Eroberungsgelüste geworden. Der geistigen Invasion des Phrasentums war, ein unmittelbares Ergebnis, die der Waffengewalt gefolgt. Das ganze

bureaokratische und militaristische System, das man unverändert, ohne den Forderungen der Gegenwart Rechnung zu tragen, noch aus der Friedericianischen Zeit beibehalten hatte, war gänzlich veraltet. Es mußte versagen. Preußen war „auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen“, während jahrzehntelanger selbstgefälliger Ruhe waren seine festesten Stützen vermorscht. Seine Armee, nur im Gamaschendienst geübt, unter dem Oberbefehl eines zweiundsiebzigjährigen Greises, mit Generälen, von denen nicht weniger als neunzehn Siebziger waren — konnte bei aller Tapferkeit des Einzelnen der modernen genialen Kriegführung des jugendlichen Franzosenkaisers unmöglich gewachsen sein. Leichtfertig hatte man diesen Krieg eröffnet, ohne genügende Vorbereitungen getroffen zu haben. So kam denn, was kommen mußte, das Unglaubliche geschah: das preußische Heer, die glorreiche Armee Friedrichs des Großen wurde bis zur Vernichtung geschlagen.

Selbst der Sieger war überrascht; eine derartige Katastrophe hatte die kühnsten Erwartungen Napoleons weit übertroffen. So ist es nur allzu begreiflich, wenn Caroline von Humboldt mit ihrem Gatten sich von den Torheiten der Politik bisher nach Möglichkeit ferngehalten und ganz in den beschaulichen Quietismus und die genußreiche Muße der Selbstbildung vergraben hatte. Deutsch waren sie darum gleichwohl geblieben, treu der Sitte und Sprache des Vaterlandes. Wie sie auch im fremden Lande nur deutsch redeten, so war es ihnen ausgesprochene Überzeugung: „Recht herzlich läßt sich nur deutsch schreiben.“ Nicht ohne ernstlich ergriffene Teilnahme

hatten sie die Kunde von Preußens Erniedrigung aufgenommen und schmerzlich empfunden: „Ich vermag dir nicht auszudrücken, mit welcher Angst ich hier lebe, mit welcher Sorge ich an alle meine Lieben in Deutschland denke“, schrieb Caroline im November 1806 der Freundin Charlotte. „Wir blicken mit bangen Sorgen nach unserem lieben Vaterland.“ Deutsch — war Caroline. So oft und tief habe er es gefühlt, sagt der Gatte von ihr, wie so echt deutsch im edelsten Sinne des Wortes sie sei, wie in ihr klar und bestimmt das Beste und Höchste, die Liebe zum Vaterland, Ausdruck gewinne. Nie vielleicht habe sich eine allgemeine Form in einem Einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen, als deutsches Weibthum in ihr.

Nun, da es galt, dem Vaterland aus tiefster Schmach emporzuhelfen, waren die Gatten einig. Nicht länger durften sie zögern, das eigene Wohlergehen, das stille häusliche Glück ihrer Ehe, ihres vertrauten Verkehrs, dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Nun konnten sie zeigen, was die Jahre der Selbstbildung, der gegenseitigen Selbsterziehung, des geistigen und moralischen Heranreifens in ihnen gewirkt. Wie schwer auch die Entsagung: nicht einen Augenblick schwankt Caroline, den Gatten der Heimat zurückzugeben, damit er dort die reichen Früchte seiner edlen Muße dem tief gebeugten König und dem Staate nutzbar mache. — Seine eigenen Angelegenheiten erforderten dringend seine Anwesenheit in der Heimat. Die Güter in Deutschland, sowie die in Polen angelegten Gelder waren gefährdet und konnten später nur durch persönliches Eingreifen mit knapper Not gerettet werden. Am

14. Oktober 1808 hatte Humboldt Rom verlassen, wie er meinte und sich vornahm, nur für kurze Zeit. In wenigen Monaten dachte er von dem Urlaub zurück zu sein. Es war ein Abschied für immer. Wilhelm von Humboldt hat Rom und Italien nie wieder gesehen. Die Stadt hatte ihre politische Bedeutung als Residenz des Papstes verloren. Schon im Februar waren französische Truppen in Rom eingerückt und hatten es mit Besatzung belegt. Anderthalb Jahre darauf war das Schicksal des Kirchenstaates entschieden: der Papst wurde gefangen genommen und nach Savona entführt; seine weltliche Herrschaft hatte ein Ende.

So konnte der Posten eines preußischen Gesandten in Rom vorerst jedenfalls für entbehrlich gelten. Es gab genug wichtigere Stellen im preußischen Staate, wo man gerade jetzt in dem allgemeinen Zusammenbruch einen Mann von der unbeugsamen Besinnung, dem aufrechten Charakter Humboldts gebrauchen konnte. Am 6. Januar 1809 erfolgte von Königsberg aus seine Berufung ins Ministerium des Innern zum Leiter der Abteilung für Kultus und öffentlichen Unterricht, ein höchwichtiges Amt, das ihm die geistige Erziehung der Jugend und damit die Zukunft seines Vaterlandes in die Hand gab. Er hat es erfolgreich verwaltet; er hat Großes geleistet. Humboldt verstand die Zeichen der Zeit; wie wenig kann man das von Goethe sagen. Mißgestimmt und verärgert wollte der von einer Erhebung des deutschen Volkes nichts wissen. Der beste Rat, den man geben könne, bemerkt er zu Humboldt, sei, die Deutschen wie die Juden in alle Welt zu zerstreuen, „nur aus-

wärts seien sie noch erträglich.“ Das Kreuz der Ehrenlegion, das Napoleon, „sein Kaiser“, ihm selbst verliehen, verläßt nie seine Brust. Er trägt es beständig und hält es hoch in Ehren. Nicht anders die übrigen führenden Geister. Günstigenfalls hielten sie sich zurück; aber es gab auch etliche unter ihnen, besonders unter den neueren Philosophen, die schamlos genug die Taten des korrischen Eroberers verherrlichten, ihm in erbärmlicher Schleppenträgerei, in „gesinnungsloser Konstruktionsfertigkeit“ huldigten. Wie so ganz anders Humboldt. Zu sich selbst erwacht, folgt er dem Rufe der Pflicht. Bewiß, sollte es sich herausstellen, daß der Nutzen, den er zu stiften vermag, das Opfer einer so menschlich hohen Existenz, wie der seinigen und der seiner Gattin, nicht wert sei, so werde ihn niemand und nichts halten. Andererseits: könne er Nutzen stiften, so wolle er auch kein Opfer scheuen, es zu tun, wo immer es sei.

Und er konnte es. In der klaren Erkenntnis, daß der politischen Erhebung des Volkes eine geistige und sittliche vorangehen müsse, war er unerschöpflich in der Gründung jeder Art von Bildungsanstalten. Und ein unvergängliches Denkmal seiner genialen Tätigkeit ist die Berliner Universität, die er mit unerhörtem Wagemut mitten in der Zeit der tiefsten Erniedrigung gründet und durch die er das politisch zerfallene Preußen auf seiner vollen Höhe als den führenden Staat der Bildung und Intelligenz zu erhalten wußte. Auch das kirchliche Leben suchte er in jeder Weise zu fördern und zu vertiefen. Selbst unmusikalisch, wandte er sein größtes Interesse

der Pflege der geistlichen Musik zu, indem er unter anderen den tüchtigen Zelter zum Aufseher des Musikwesens nach Berlin berief. Man muß dabei bedenken, mit welchen Widerständen dieser außerordentliche Mann zu kämpfen, welche ungeheure Schwierigkeiten er dabei zu überwinden hatte. Es war eine Zeit der Stagnation, des geistigen Stillstands, wo alles schief und vieles rückwärts ging, wo man am liebsten fortgeschlendert wäre im alten Bleis, im gewohnt gemächlichen Zudeltrab. Da soll in Königsberg ein alter Prediger gewesen sein, bekannt und gefürchtet wegen seiner beißend scharfen Satire. Der berührte einmal in seinen Kanzelreden auch die neue Verfassung. Er wählte als Thema: „Und sie beschloffen einen Rat, und es ward nichts daraus.“ Nicht treffender und kürzer ließe sich das Schwanken, die feminine Unentschlossenheit der damaligen Zeit charakterisieren. Und da kommt nun Humboldt mit dem unter solchen Umständen ungeheuerlichen, scheinbar geradezu widersinnigen Projekt, die Schulen nicht vom Staate, sondern vom Volke unterhalten zu lassen. Er rechnete dabei auf eine kaum zu erwartende Opferwilligkeit des durch die unerschwingliche Kriegskontribution ausgefogenen Landes, ein Gedanke, sagt Haym, nicht minder heroisch, wie nachmals die Taten der preußischen Männer und Jünglinge auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege. Hier unter dem Banner der Wissenschaft wurden sie herangezogen zu jener unerschütterlich treuen Besinnung, zu jenem moralischen Gleichmut, mit dem sie später Blut und Leben für Ehre und Freiheit des Vaterlandes einzusetzen keinen Augenblick zögerten. Stolz konnte Humboldt im Rückblick auf den vollen Erfolg

seiner Tätigkeit zu Caroline sich rühmen: „Ich hatte einen allgemeinen Plan gemacht, der von der kleinsten Schule an bis zur Universität alles umfaßte und in dem alles ineinandergriff, ich war in jedem Teile desselben zu Hause, ich nahm mich des Kleinsten wie des Größesten ohne Vorliebe mit gleicher Tätigkeit an; . . . ich hatte allgemeines Vertrauen.“

Aber der Geist, in dem so Großes gewirkt werden konnte, kam auch hier von den Frauen. Sie waren die letzten Stützen der innerlich vermorschten Gesellschaft. Die Frauen, diese „stille verborgene Welt“, in der Menschenkraft und Menschenfinn in allen Fährden und Nöten sich ein sicheres Zentrum, eine bleibende Stätte erschaffen haben. Sie brauchen bloß da zu sein, in Freiheit zu walten, und ein wohlthätiger Einfluß strömt rings unmerklich, aber nachhaltig von ihnen aus. Für Humboldt ist die Seele aller seiner weitsichtigen Bestrebungen Caroline. Es ist ihre echte Weiblichkeit, gepaart mit wahrhaft männlicher, nie versagender Energie, die ihn leitet und stützt, die ihn immer wieder anfeuert, wenn die Kräfte in entmutigendem Ringen fast versagen wollen. Immer sehnsüchtiger und verehrungsvoller ist seine Liebe geworden, immer neue Tiefen und neue Schönheiten haben sich ihm in ihrem Innern erschlossen. Sie ist ihm die erste Frau in der Welt, das Reinste des Reinen; stille Andacht hält er mit ihr, wie der Gläubige mit seiner Heiligen. In Erfurt, bei Sichtung der Dacherödenschen Familienpapiere, entdeckt er im Testament eines Großvaters seiner Gattin väterlicherseits den Vermert, alles hinterlasse er seiner Frau, „weil doch bloß um ihrer Güte willen aller Segen vom Himmel über sein Haus

gekommen sei.“ Er liest es mit tiefer Rührung: „Das könnte ich recht von dir sagen, teure Seele.“ Die Trennung von Caroline bedeutet ihm nicht allein Entbehren des höchsten Guts, mehr noch: Stillstand in allem freien Emporstreben zum Besseren hin. Sie ist für ihn der Maßstab all seines Tuns, seines eigenen Wesens. So lange er sie so empfinde, so liebe wie jetzt, mit der deutlichen Gewißheit, das Gefühl sei unabhängig von allen äußeren Verhältnissen und beruhe nur auf dem Erkennen der inneren Natur, so lange habe er Mut, alles zu wirken und alles zu leiden. So lange verzweifle er nicht an sich selbst.

Auch Humboldt hat erschütternde Herzenstonflitte zu bestehen gehabt — noch 1809 erfaßte ihn eine heftige Leidenschaft zu der Gattin eines anderen. Sein Leben, er gesteht es freimütig ein, ist voller Widerspruch, vielleicht mehr wie bei anderen. Es fließt nicht ruhig dahin: „Wenn die Welle sich bricht, wird die dunkle Tiefe sichtbar.“ Vor allem geschieht das in Zeiten der Trennung: „wenn ich nicht bei dir bin.“ Ohne sie sei er reizbar und wund, ungewiß in sich selbst: „Es ebbt und flutet, und nur von dir empfangen ich mehr innere Haltung.“ So findet er durch alle Irrungen der Sinne unter Carolinens milder, liebevoller Führung den Weg zu ihr und zu sich selbst zurück. Die tiefe Wahrheit ihres Gemüts leuchtet ihm voran durch alle unlauteren Verhältnisse des Lebens: „Wo ich einmal verworren war, hast du mich immer mit unendlicher Milde behandelt und mich mir selbst klar gemacht.“ Nun ist es an Caroline, den Verirrten, Reuigen mit jener wahren Heilandsliebe, die stets zum Vergeben und

zum Vergessen bereit ist, empor an ihr Herz voll unendlicher Liebe zu ziehen. Wer habe nie Unrecht im Leben getan, es sei wissend geschehen, oder in Unwissenheit . . . Ihr führt ins Leben uns hinein — Ihr laßt den Armen schuldig werden: Tieferes habe Goethe für sie nicht geschrieben. — Der Liebe nicht wert? Wer verdiene denn Liebe? „Sie kommt vom Himmel, ein seliges Geschenk, und hebt zum Himmel hinauf.“ — Die Ehe ist so ein eigen Ding; sie kann das Heiligste, Höchste, Süßeste geben, und sie kann das Leben so elend verbittern, so erbärmlich und jammervoll machen. Nur die sich lieben, trogen den Stürmen; sie müssen eins sein, einander gleich an Geist und Charakter, fest entschlossen, des Daseins Bürde getreulich zu teilen in Freude und Schmerz: „Der Gang durchs Leben ist immer schwer und mühevoll und braucht Vereinigung gleicher und reifer Kraft.“ — Diese ideale Auffassung von dem Wesen einer wahrhaft beglückenden Ehe wußten Humboldt und Caroline in die Tat umzusetzen.

Von Berlin, das infolge der Abwesenheit des Hofes zu einem Dorfe geworden, kommt Humboldt in die fernste Ostmark, in das weit entlegene Königsberg. „Ich weiß nicht, es ist mir besonders unheimlich, wenn du nach Königsberg mußt, es ist so tief im Norden, ich war nie da, die Phantasie bindet sich an nichts mehr,“ schreibt die besorgte Gattin. — Während er hier in dem unwirtlichen Klima Ostpreußens einen sonderbar widerspruchsvollen Frühling erlebt, mit unerträglicher Hitze am einen, rauher Kälte am anderen Tag, weilt Caroline im Land der Erfüllung, in der Südhaine Pracht, unter der strahlenden Sonne, dem schön und sanft bewegten

Himmel Italiens, in der tiefen Sommerstille der römischen Landschaft, die kein Laut unterbricht, wo das hohe Gras nur vereinzelt ein leise schwirrender Insektenflügel durchschwärmt. Immer tiefer, leidenschaftlicher äußert sich die Liebe zu Rom. Sobald sie am Morgen erwacht und die Augen aufschlägt, fällt ihr erster Blick auf St. Peter im Sonnenglanz: „Wie ein Gebild aus Himmelshöhen, auf die Erde zum Trost, zur Erhebung der Menschheit gesendet, kommt es mir vor.“ Rom nicht lieben — der Gedanke ist ihr unfassbar; es sei, als wolle man einem edlen und schönen Weibe Gewalt antun. Rom — welch ein Zauberort! Es ist das eigentliche Element ihres Wesens geworden, ihre zweite und wahre Heimat. Nicht werde sie, wenn die Trennungsstunde geschlagen, wie der Herold im „Agamemnon“, die Vatererde im Kusse grüßen, sondern den Boden der fremden.

Fremd? — Es ist ja die teure Erde, die die sterblichen Hüllen der so heiß betrauernten Kinder birgt. Alle Blumen des Frühlings blühen auf ihren Gräbern; sie ruhen so sanft inmitten des Werdens und aller Blüte, all der verschwenderisch reichen Farbenpracht, dem schweren, üppigen Duft der zu neuem Leben erstandenen Natur. Die Säulen und eine Pinie, die man gepflanzt, sind überwuchert von brennenden Purpurrosen; so hat die überschwengliche Vegetation, das innere Leben der Erde selbst die letzte Spur der stillen Hügel getilgt. Die dunkle Blut der unzähligen Rosen, die ernstesten Zypressen, dazwischen Bäume in lila Blüte, die wie Vanille riecht, das alles verleiht dem Ort eine eigene Stimmung der Schwermut. Und die Bäume und die

hohen Pinien streben empor, wie die Seelen Verstorbener gen Himmel. Alle Zeiten des Jahres gehen über die Gräber dahin, aber die drunten, die Toten, sie schlummern unwandelbar in dem ewigen Wechsel. Nur in den Herzen der Lebenden, die sich ihrer erinnern, haben sie eine bleibende Statt. Darum soll man ihrer gedenken und ihnen Treue bewahren. Die häßlichste Untreue ist die gegen die Toten, die armen Vergessenen, die niemand liebt und beklagt.

Noch klingen die dunklen Stimmen; in der Seele der Mutter tönen sie fort, unvergänglich, mit ehernen Schlägen. Der Schmerz hat die schönsten Blüten des Glücks geknickt, jenes unentweicht heiligen, unantastbaren Glücks, dem das Leid den Charakter der höchsten Schönheit genommen und es mit banger Sorge gemischt. O, daß man unnennbare Schmerzen erträgt und nicht stirbt an der maßlosen Qual! Wie oft erleidet man seelischen Tod, ehe der physische einen ereilt! Man stirbt nicht an gebrochenem Herzen, man stirbt an einem winzigen Blutkörperchen, das den Pulsschlag des Lebens staut. Doch der Tod ist ein Bruder des Lebens. Der Schmerz ist milder geworden; er, der mit jedem Menschenschicksal so eng verwandt, so unauflöslich hineinverwoben, daß man ihn keinem Wesen als etwas Fremdes entziehen sollte — welche Fülle und Kraft, welche Tiefe, welcher strömenden Überfluß an Gefühlen und an Gedanken hat er in Caroline erweckt und entwickelt. Alles Menschliche hat sie in sich ermessen, Liebes und Leides, Leben wie Tod. Selbst gestorben mit einem geliebten Leben im Innersten des Empfindens, kann keine fremde feindliche Macht sie

ferner erschüttern, vermag sie nun zu begreifen — alles, was Menschen betrifft und berührt: „Alles muß einem in der Seele gewesen sein . . . O wunderbares Gewebe, durch das der Mensch in sich und mit dem Ganzen zusammenhängt . . . Das ist doch die eigentliche unsichtbare Macht, die das Weltall zusammenhält.“ Bewiß, das noch unberührte, vom Schicksal noch nie verletzte Glück — es ist heilig; heiliger noch der Schmerz: „Wehe dem, den er getroffen, und der es in tiefster Brust nicht empfände.“

Der Schmerz mochte sich wohl lindern in dem unendlich reichen Besiß, der Caroline in den noch lebenden Kindern vom Himmel beschert war. Körperlich wie seelisch gesund, blühen sie lieblich heran. Im Bedenken an die öden, lichtlosen Tage der eigenen Jugend, sucht die Mutter ihnen in der Wärme und im Glanz ihrer reichen Liebe alle Lebensfreude zu spenden, die sie selbst, die mutterlos einsame Waise, so fühlbar entbehrt. Sie leitet ihre Erziehung, und der Lehrplan, den sie dem Vater einsendet, ist so zweckmäßig angelegt, so sorgfältig durchgearbeitet, daß dieser, als höchste staatliche Autorität in Unterrichtssachen doch wohl der berufenste Kritiker, sie seiner freudigsten Zustimmung versichert; kein Gymnasium in ganz Preußen habe ihm einen besseren, so hübschen Lektionsentwurf vorgelegt. Dieser Lehrplan wird nun streng eingehalten; aber die Sonnennatur der Mutter sorgt dafür, daß auch nur der Schein widerwilligen Zwanges vermieden wird. Frohe Heiterkeit erfüllt die lichten Räume des Hauses. Wie fein würdigt Humboldt in der geliebten Gattin die Mutter,

wenn er von ihr sagt: wollte man auf einmal daraus entfernen, was still und unvermerkt von ihr ausgehe wie ein zarter Hauch, so wäre damit zugleich, namentlich den Kindern, alle Lieblichkeit und alles Schöne genommen. Wenn all ihre Kinder, bei verschiedenster Anlage der Charaktere im einzelnen, unverkennbar gemeinsam das eine, Gemüt, hätten, so sei das unmittelbar und allein dem guten Einfluß und Beispiel der Mutter zu danken. So mächtig aber wirke nur der, dessen Wesen selbst gemüthvolle Tiefe besitze. Kaum einer unter Tausenden sei in so hohem Maße jene Stärke gegeben, die dennoch Zartsinn in der Empfindung nicht ausschliesse, die aber jede wahre Grazie des weiblichen Gemüths unumgänglich erheische. So eigen sei ihr die Freude am werdenden Kinde; die meisten Frauen wünschten ihre Kinder erst dann sich zu nähern, wenn ihre Kräfte sich schon entwickelt hätten und der Charakter in Denken und Fühlen bereits wesentlich abgeschlossen und bestimmt wäre: „Für das stillere, mächtigere, schönere Weben der Natur im Bereiten und Bilden des Ganzen . . . haben sie keinen Sinn.“

Doch es sind auch herrliche Kinder, die Sprößlinge des Humboldtischen Hauses, wie geschaffen zur Freude der Eltern. Die reine, frauliche Li: bald erwachsen; eine Art allseitig anerkannter, wohl respektierter *puissance* im Hause, die streng auf Zucht und auf Ordnung hält. Und das sei gut, meint die Mutter; Li sei die einzige, die sie schütze, sonst würden die anderen beiden, die noch im Reich der Möglichkeiten herumschwärmten, sie allzusehr tyrannisieren und bald unterbekommen. Soll die Mutter

des Mittags ruhen, so macht Li kurzen Prozeß und treibt unbarmherzig alles zur Stube hinaus, riegelt ab, setzt sich in das blaue Zimmer nebenan und wacht, daß kein Unberufener störe: „Kohlkrausch nennt sie daher auch immer meine Leibgarde.“ Dazu ein geistig gewecktes, rühriges Mädchen. Die Ilias liest sie im griechischen Text; an Euripides steht sie im Begriff sich heranzuwagen. Als die Mutter einmal erwähnt, der Vater sei nun viel wohler als ehedem, so daß alle Bekannten sich über sein frisches Aussehen gewundert hätten, erwidert Li ernst, im Geiße und in der Sprache des klassischen Griechenlands: es sei Athene, die ihn größer und ansehnlicher gemacht. Ubrigens besitzt sie viel trockenen Humor: Man ist bei Madame Brun zum Mittagessen geladen; aber die gute Dame hat in ihrer gewohnten Konfusion die Einladung völlig vergessen und keine Mahlzeit zureichten lassen. Ida, des Hauses Tochter, beklagt sich bitter: nun werde es wohl wieder einmal den üblichen „imaginierten Mal“ und „Citadellensuppe“ sehen, worunter sie marinierten Mal und Sardellensuppe versteht. Darauf Fräulein Li: „Sei nur ruhig, frische Luft wird es geben.“

Adel ist fein und schlank. Sie hat die ausgesprochene Absicht, sich früh zu verheiraten, und wenn nicht anders, der älteren Schwester dabei Konkurrenz zu machen; sie erteilt dieser daher den wohlmeinenden Rat, sich ja bald zu verheiraten, solle es überhaupt geschehen: „Wenn nicht, lasse ich dir keinen.“ Ein kleiner Taufensassa. Man müsse wirklich schon jetzt anfangen aufzupassen, um ihr die Freier fern zu halten. Sonst sei sie eines Tages auf und davon,

fürchtet die Mutter. Bei ihrer Lebhaftigkeit, die sich gleichwohl mit Weichheit und Sentimentalität paare, könne das bald geschehen; in Deutschland werde sie jedenfalls wunderbaren Effekt machen. Sie ist folgsam und zärtlich, lebt „in den Augen“ der Mutter. Da liest sie's ab, ob die Mutter mit ihrem Betragen zufrieden. Liegt auch nur der geringste Gegen Grund vor, so küßt und schmeichelt sie so lange, bis alles wieder vergeben. — Gabriele: noch immer der Nestkegel, toll und wild. Regen Geistes. In der letzten Zeit hat ein arger Skirokko gewüthet. Als sie nun in der Unterrichtsstunde von den vier Hauptwinden hört, schüttelt sie ungläubig das Köpfchen: Nein, es müsse viel mehr, als vier Winde geben; wenn sie nachts vor dem Fenster „wig wag“ gingen — nur vier könnten so doch nicht brausen. Mit sechseinhalb Jahren schreibt sie den ersten Brief an den Vater, natürlich in italienischer Sprache, mit zollgroßen Buchstaben. Er beginnt mit einer Entschuldigung, daß sie noch nicht so recht gut zu schreiben verstände; dann heißt es weiter in deutscher Übersetzung: „Aber das will ich Euch sagen, wie ich Euch lieb habe . . . und wie sehr ich Eure Rückkehr wünsche . . . Adelheid lernt deutsch, was mir gar nicht gefällt.“

Der Sohn Theodor hat, wie wir wissen, den Vater nach Deutschland begleitet. Seine etwas ungeklärten Charakteranlagen, die für die spätere Entwicklung zwar das Beste hoffen, aber auch manches Schlimme befürchten lassen, machten eine Erziehung in strafferer Zucht notwendig, als sie der zudem häufig unfreiwillig unterbrochene Unterricht durch Haus- und Privatlehrer in Rom bieten konnte.

Zunächst gibt ihn der Vater in ein nach dem Muster Pestalozzis gegründetes Knabenheim, sodann, da er den Jungen dem wohlthätigen Einfluß des Familienlebens auf die Dauer doch nicht entziehen mag, in Pension zu dem inzwischen längst glücklich verheirateten Caroché, seinem und der Gattin unentwegt treuen Jugendfreunde, der sich des Knaben väterlich sorgend und liebevoll annimmt. Was Theodor sehr zum Leidwesen des Vaters in Deutschland am meisten gefällt, ist das barbarische Bier. Nach dem ersten Besuch der Erziehungsanstalt gefragt, ob es ihm dort gefalle, antwortet er in lakonischer Kürze: Vederemo — wir werden ja sehen, setzt aber hinzu: „Sie bekommen Bier. Es muß gut sein.“ Die Schule nennt er kurzweg: inferno; der Aufenthalt bei Carochés dagegen ist paradiso. Auch er besitzt einen treffenden, schlagfertigen Wit, der bei dem eben Zwölfjährigen geradezu in Erstaunen setzt. So fragt ihn einmal in einer Gesellschaft einer der anwesenden Herren, wo er geboren sei. „In Jena,“ erwidert der Knabe. Also an einem berühmten Ort, meint der Fragende; er denkt dabei an die „Stadt der Musen“. Darauf Theodor, ohne sich auch nur zu besinnen: „Ich wollte, er wäre auf umgekehrte Weise berühmt.“ Der gute Mann, der in diesem Augenblick gar nicht an die mit diesem Orte zusammenhängende Katastrophe gedacht hatte, soll die Augen weit aufgerissen haben. — Die Antwort des Knaben zeugt zugleich von dem glühenden Patriotismus, der ihn von früh auf erfüllte. So quält er gelegentlich den Vater um einen silbernen Becher. Er erhält das Geschenk, geht zur Münze und spendet den Becher als Liebesgabe fürs Vater-

land mit der ausdrücklichen Bitte, sein Name solle in den Zeitungen nicht genannt werden.

Nun stand noch ein Zuwachs zur Familie zu erwarten: Caroline fühlt sich wieder gesegnet; wieder genießt sie jenes unendlich große, nur dem weiblichen Empfinden mögliche Glück, sich als einen Teil der schaffenden, lebendig wirkenden Natur selbst zu fühlen, mit ihr auf dunkle, mächtige Weise verbunden durch das leibliche und geistige Werden in ihrem Schoße. In felsenfestem Vertrauen auf das Erbarmen der ewigen Güte blickt sie voll Mut und Zuversicht in innerer Helle und froh ihrer schweren Stunde entgegen. Sie habe so tief gelitten, bis auf die Reige den Kelch der Schmerzen geleert, nun sei sie gewiß, der Himmel werde segnend über ihr walten und ihr das Kind schenken, an dem sie schon jetzt, noch ehe es geboren, so rührende Freude empfinde. Aber sie blicke ja auch in die Klarheit des unendlichen Firmaments über St. Peter. — Mit fast schmerzlichem Empfinden sehnt sie sich nach holden Kinderaugen, nach dem Lallen einer geliebten Stimme, dem Lieblosen kleiner Händchen, so unwiderstehlich stark: „daß ich oft, oft geglaubt habe, mein Herz müsse brechen.“ Ihr Gebet wird erhört: Am 23. April 1809 schenkt sie einem lieben und kräftigen Kinde, Hermann, das Leben. Und dieser Letztgeborene bleibt ihr erhalten: „Ich kann dir nicht genug sagen“, schreibt sie dem Vatten, „wie tröstend, wie süß bezaubernd der Anblick des holden Kleinen auf mich wirkt. Der Himmel wird ja ferner erbarmend sein. Es ist der Sonnenstrahl nach dem dunklen, furchtbaren Gewitterhimmel, es ist die Belohnung meiner Tränen und meiner unaussprechlichen Sehnsucht.“

Seit der Abreise Humboldts führt Caroline in Rom ein äußerst zurückgezogenes stilles Leben. Die lästige Notwendigkeit der offiziellen Empfänge, der langweiligen, dabei aber kostspieligen öffentlichen Abspeisungen und Tee-Abende besteht nicht mehr. Fortan darf sie sich ganz und ungestört ihren persönlichen Interessen widmen, der Erziehung der Kinder und der Pflege der Kunst. Die Künstlerfreunde sind nach wie vor ihr willkommenster Umgang, das traulich schlichte Zusammenleben mit ihnen in der Welt der von ihnen erschaffenen Schönheit bedeutet für sie den höchsten Genuß. Schick, der sie selbst mit dem Knaben Theodor auf dem Schoße 1803 in einem fein hingelegeten, trefflich gelungenen Bilde von größter Zartheit der Linien, Konture und Farben porträtiert hat, und später noch einmal allein, ebenso die älteste Tochter Li, erhält nun den Auftrag, auch die jüngeren Geschwister Adel und Gabriele, die Unzertrennlichen, durch die meisterliche Kunst seines Pinsels im Bilde festzuhalten. In diesem Werk — es gehört heute zu den wertvollsten Zierden unter den reichen Kunstschätzen und Sammlungen des Tegeler Schlosses — hat Schick sich selbst übertroufen. Die Schwestern, Gabriele eng an Adel geschmiegt, zählen mit zu den lieblichsten, idealisch gestalteten Kinderporträts, nicht allein der neueren, sondern der Kunst aller Zeiten und Länder. Das Sinnige dieser Geschöpfchen, alles, was vorerst nur leise von werdender Form in ihnen sich andeutet, das Geistige in ihren Augen und um den Mund so ein eigener Zug von bewegtem Gemüt, man möchte sagen: der Hauch ihrer Natur, alles das ist in unnachahmlicher Weise erschaut, mit unvergleichlicher

Eindringlichkeit wiedergegeben. Es ist ein Gemälde von geradezu durchscheinender Klarheit, von unbeschreiblicher Leuchtkraft der Farbe.

Auch mit Thorwaldsen wird die enge künstlerische Verbindung fortgesetzt. Er arbeitet an seinen vier großen Rundreliefs für das Kopenhagener Schloß: Jupiter mit der Nemesis, Askulap mit Hygieia, Herkules mit der Hebe, und Prometheus, der den Menschen eben gebildet, mit Minerva, die ihn belebt. Caroline anerkennt und bewundert in ihm den begnadeten Künstler, der wie durch Instinkt immer das Große entdeckt und mit erstaunlicher Leichtigkeit darstellt: „Alle seine Kompositionen tragen das Gepräge einer mühelosen Erfindung, eines genievollen leuchtenden Moments.“ Die Ausführung freilich lasse oft genug manches zu wünschen übrig. Auch eine Büste Humboldts, ebenfalls jetzt in Tegel, vermag Caroline nicht ganz zufriedenzustellen. Bei unbestreitbarer Ähnlichkeit fehle der Physiognomie doch ein Letztes an Verstand und Güte des Ausdrucks.

Der bei weitem menschlich interessanteste unter den Künstlern der Kolonie ist ihr Christian Rauch. Mit unendlich viel Scharffinn paare sein Wesen, wie seine Kunst Gemüt und Liebe in selten glücklicher Harmonie. Er und Thorwaldsen „zeichnen sich sehr dadurch aus, daß sie tief in den Geist der alten Kunstwerke eingegangen, nicht aber sie servil nachahmen, sondern eigene Gestalten aus ihrem Innern hervorrufen, die die Frucht des in sich verwandelten und zugeeigneten Schönen sind.“ Rauch erfreut sich bei Caroline besonderer Fürsorge und Protektion. Er ist allerdings auch der Hilfloseste unter den Künst-

lern, häufig leidend, körperlich hinfällig und schwach, dazu von steter Sorge ums liebe tägliche Brot arg bedrängt. Was solle nur aus ihm werden, wenn sie einmal Rom zu verlassen gezwungen sei! „Gott, ich möchte recht reich sein und ginge immerfort in meinen perlalenen Kleidern — aber um den Leuten so recht zu helfen.“ Rauch wohnt ganz im Hause bei freiem Aufenthalt, Essen und Wäsche. Außerdem genießt er unbeschränkten Kredit. Wie oft werden nicht seine kleinen Anleihen im Einvernehmen mit Humboldt stillschweigend aus dem „Sündenbuche“ getilgt; auch erhält er wohl zum Jahreswechsel oder Geburtstage eine nicht unansehnliche Spende in klingender Münze beschert. Er ist dann stets rührend beglückt und vergießt Tränen des Dankes. Seinerseits erweist er sich gegen die lebenswürdige Helferin und Freundin erkenntlich, indem er ihr zum Geburtstage eine vollendet schöne Statue der Tochter Adelhaid als Psyche in natürlicher Größe verehrt, einen Schmetterling in den lieben Händen. Die Ähnlichkeit des Kopfes ist auffallend, die Gestalt jugendlich, kindlich und rein. Sie ist halb bekleidet; Nacken, Arme und Brust sind bloß. Der Meister nannte das Werkchen, das sich jetzt in Tegel befindet, wohl selbst gern das Reizendste, was ihm gelungen.

Neben den genannten Werken zeitgenössischer Kunst, infolge von Bestellungen und Aufträgen an Meister der Gegenwart, gelangt manches wertvolle Stück Antike durch Carolinens Ankäufe in den Besitz der Familie. Da ist vor allem der Pozzo, ein antiker Brunnen aus Marmor, der im Atrium des Tegeler Schlosses Aufstellung gefunden hat.

Noch sieht man die tiefe Kerbe, die der Strich, an dem der Eimer befestigt war, in dem Stein hinterlassen hat. Das schöne Basrelief der Außenseite stellt ein Bacchusfest dar. Wie der Brunnen nach Rom und in eine Klosterkirche gekommen, ist unbekannt. Die Legende erzählt, der heilige Papst Calixtus habe in ihm den Märtyrertod erlitten, weshalb das aus ihm geschöpfte Wasser lange Zeit für heilbringend galt. — Ein anderes Kunstwerk, von dem ein gewiegter Kenner behauptete, es wäre nicht mit Tausenden zu teuer erkaufte, ersteht Caroline verhältnismäßig recht billig in einem Basrelief aus Massimi, jetzt gleichfalls in Tegel. Die Freunde, vornehmlich die Archäologen, die im Hause verkehren, sind darin einig, es sei das Allervorzüglichste, was man sehen könne, ein wahrer Edelstein für jede Sammlung. Es sind zwei stehende weibliche Figuren und eine sitzende, von außerordentlich edlen Linien; die stehende fast ganz erhalten, die sitzende leider nur Torso, über dem Bürtel abgebrochen. Die Deutung steht daher auch nicht fest, zumal sich nicht mit Bestimmtheit erkennen läßt, welches ein Gerät die mittlere Figur in der Hand hält. Vielleicht eine Spindel. Darauf nämlich kommt alles an; es wäre dafür entscheidend, ob es die Parzen sind, oder Minerva, die Frauen unterweisend. — So wird in Rom von Caroline der erste Grund zu dem künftigen „Museum“ in Tegel gelegt. Besonders seit sie nach dem Tode des Vaters im November 1809 — der Bruder ist bereits drei Jahre früher gestorben — als einzige Erbin über ein größeres Vermögen und namhafte Einkünfte verfügt, ist es ihr möglich, dem Zuge ihres Herzens,

ihrer fein künstlerisch geschulten Geschmacks uneingeschränkt Folge zu leisten.

Dem Kunstsinne der hochherzigen Frau, gepaart mit dem edelsten Patriotismus, sollte auch das ganze preußische Volk einen kostbaren Schatz verdanken: zwei antike Sarkophage, die sie auf eigene Gefahr mit 1000 Scudi, das sind 4500 Mark, für den König erwirbt und ihm als Monument für die geliebte entschlafene Königin Luise zur Verfügung stellt: „Ich habe den Kauf aus Enthusiasmus für die Königin gemacht; denn solange Menschengedenken reicht, wird man sagen: das ist der Sarkophag der Königin Luise von Preußen.“ Wollte der König nichts davon wissen, nun gut, dann müßten sie die seltenen Stücke eben im eigenen Museum behalten. Der wahre Wert betrage wenigstens seine 10000 Scudi; von dem großen schöneren, Granito orientale cornalina, gebe es nur den einen bekannten in der ganzen Welt; aber auch der kleinere von mehr blasserem Granit sei überaus herrlich. Der König gab zu dem unverbindlichen Ankauf gern seine nachträgliche Zustimmung. Im Mausoleum freilich haben die Sarkophage nicht Aufstellung gefunden; sie befinden sich heute im Alten Museum zu Berlin.

Die eigentlichen Lieblinge ihres Kunstgeschmacks bleiben für Caroline doch bei aller Vielseitigkeit und Beweglichkeit ihrer Interessen die großen Italiener, obenan Raffael, der sie bereits in Spanien so lebhaft entzückte, mit dem in engster Berührung zu treten gerade Rom ihr reichlich Gelegenheit bietet. Wie menschlich ergreifend hat sie die erschütternde Tragik seiner berühmten Grablegung im Palazzo Borghese aufzufassen gewußt und nachmals

geschildert. Es sei das himmlischste Bild, das es gäbe, die Krone aller Kompositionen, die Blüte seiner heiligen Kunst. Tief bewegt durch den Tod seiner Eltern habe er dieses Bild in der Fülle der Jugend gemalt. Die Wehmut und die Liebe seines Gemüts rede darin eine eigen eindringliche Sprache: „Der Kopf des verblichenen Erlösers ist unnachahmlich — ein mildes, ewiges Erbarmen spricht aus den toten Zügen. Maria Magdalena ist in ihrem Schmerz, in der Liebe und Innigkeit, mit der sie die Hand des Verblichenen an ihre Brust drückt, so, daß man sie nicht ohne Tränen ansehen kann; Maria, die Mutter, sinkt vor dem Anblick wie aufgelöst in die Kniee, und wie wird sie unterstützt!“ — Mit Bewunderung und Entzücken erblickt Caroline die Teppiche nach Raffaelischen Kartons, mit Szenen aus dem Leben des Herrn, wie sie die Wände der Vorhalle von St. Peter schmücken. Größere Konzeptionen habe die Kunst nie gehabt: „Die Ausführung ist einzig, die Pracht der Farben und alle Lichter auf den ungeheuer großen Bildern sind alle eingewebtes Gold und Silber. Das gibt dem Ganzen eine Harmonie, die man nicht beschreiben kann, denn Gold und Silber verschmilzt mit allen Farben.“ Und nun erst der überwältigende Eindruck, den sie in der Peterskirche empfängt. Ihr Kunst- und Schönheitsinn schwelgt förmlich in andächtiger Begeisterung: Alle Türen von St. Peter sind weit geöffnet; die wunderbare Klarheit, das tiefe Blau des Himmels flutet förmlich hinein. Und am Abend: der ungeheure Raum, das dunkel Geheimnisvolle des Tempels, und, sah man hinaus: draußen der Platz mit dem Obelisten und der

Fontäne, in der Ferne das blaue Dämmern der Berge. „Einen größeren Anblick habe ich wahrlich nie gesehen.“ Man könne nichts sagen, nur sprachlos genießen, wie man das Himmlische in sich aufnehme.

Über dieses überschwengliche Schönheitsleben in südlicher Pracht unter den Kunstherrlichkeiten des ewigen Rom, das alles geht doch — darüber vermag Caroline sich nicht länger hinwegzutäuschen — auf Kosten des teuersten Guts, der nun bald zwei Jahre entbehrten und herzlich ersehnten Gemeinschaft mit dem in der Ferne weilenden Gatten und Lebensgefährten. Der Gedanke an seine Einsamkeit erfüllt sie mit tiefer Bewegung und Unrast: „Ich will nicht länger ohne dich das Aller schönste genießen . . . ich will zurückkommen.“ Beide können und wollen sie den Augenblick der Wiedervereinigung nicht weiter hinauschieben: das Leben verrinnt unmerklich, neigt sich dem Abende zu, und man hat so wenig voneinander gehabt. Und ein Weiteres spricht noch für die Heimkehr nach Deutschland. Es erscheint Caroline als eine Pflicht gegen die Kinder, insonderheit Adal und Gabriele, „sie mit dem bekannt zu machen, was nur durch das Leben dort ihnen eigentümlich werden kann“: mit deutscher Sitte und Art. Bisher jedoch war Humboldts Stellung im Ministerium in keiner Weise gesichert gewesen; überall fühlte er sich in der ideen- und gefinnungslosen Gesellschaft der übrigen Mitglieder, die unfähig oder auch nicht willig waren, seine eine neue Zukunft anbahnenden Forderungen in ihrer ganzen Tragweite zu begreifen, in kleinlichster Weise eingeengt und in jedem freieren Wirken

gehemmt. Wiederholt trägt er sich mit der Absicht, den Verwaltungsdienst zu verlassen und sich, es sei in der alten Stellung, oder auch als Privatmann, nach Rom zurückzuziehen. Derartige Schwankungen ließen ein Nachkommen der Familie nach Deutschland bisher nicht ratsam erscheinen. Nun aber dünkt ihm sein Wirken trotz aller äußeren Erfolge im Grunde doch fruchtlos, da er eine autoritative Vollmacht für sich nicht durchzusehen vermag. Im Frühjahr 1810 reicht er unter offener Angabe der Gründe, die ihn zu dem Schritte bewogen haben, sein Abschiedsgesuch dem Könige ein. Es wird in der ehrenvollsten Weise abschlägig beschieden: Der König werde nie darin einwilligen; Humboldt sei unentbehrlich. Durch Kabinettsordre vom 14. Juni wird er darauf zum Staatsminister und Gesandten in Wien mit dem Titel Erzellenz und 13400 Talern Gehalt ernannt. Es ist ein voraussichtlich dauernder Posten: der Wiedervereinigung mit der Familie steht nun nichts mehr im Wege. Carolinens innigster Herzenswunsch kann in Erfüllung gehen. Bewiß, der Abschied von ihrem geliebten Rom fällt ihr unendlich schwer. Man müsse fast acht Jahre dort unten gewesen sein, um zu begreifen, wie diesem Lande die ganze Seele gehöre: „Ich gestehe es,“ schreibt sie an Schlabrendorff, „daß ich mit bitterem Schmerze von hier scheide, denn du, du weißt es, wie Leiden, wie zugrundegegangene Hoffnungen an den Boden binden, auf dem sie aufblühten, oder schöner sich entfalteten. Hier liegen meine beiden schönen Knaben Wilhelm und Gustav, und die Hälfte meines Herzens und meines Daseins bleibt hier . . . Hier wird in Stille

und umgeben von der ernstesten und schönsten Natur, die Seele, selbst im Schmerz, klar, wie der Himmel, der einen umfließt.“ Gleichwohl, kann sie nur mit dem Gatten zusammen sein: „Ich bin mit allem zufrieden. Ich liebe dich in Berlin, in Wien, in Rom; wenn ich mit dir und den Kindern bin und sie physisch und moralisch gedeihen, bin ich glücklich.“

Doch zuvor will sie noch das Herrlichste genießen, was Italien zu bieten vermag: sie will Neapel sehen. Mitte März bricht Caroline mit den Kindern und Rauch dorthin auf, über Albano, Cisterna, nach Terracina: ein köstlicher Ort, in dem Palmen, Zypressen und Pinien wechseln mit einer besonderen Grazie. Den 15. nachmittags gelangt man ans Ziel der Reise. Die Schönheit Neapels ist über allen Begriff: „Ich hatte es mir sehr schön gedacht, es ist aber noch schöner.“ Wie schön, die Sprache habe keinen Namen; Erde und Himmel seien über alle Beschreibung. Nicht lasse sich etwas denken, imposanter und anmutiger zugleich, als der Golf: „Es ist eine Grandiosität und Lieblichkeit in dieser Natur, die sich nicht mit Worten ausdrücken läßt.“ Eine wundervoll lichte Gegend. Da ist Piano di Sorrento, eine Ebene, die gleichsam aus der Tiefe des Meeres heraufsteigt, ein einziger Basaltblock in Höhe von 500 Fuß. Uppige Vegetation hat den nackten Fels überkleidet, die Ebene ist mit unzähligen Dörfern und Städten wie übersät. Dahinter türmen sich Berge, drunten im jähen Abgrund braust das ewige Meer. Und über dem allen eine duftzarte, seltsam leichte Luft, wie der reinste Ather. Da sind die ehsäischen Felder und Cap Misene mit einer Aussicht, daß man hinknieen möchte, beten und sagen:

„Gott! Wie hast du die Erde so schön gemacht.“ So still und andächtig stimmt die Umarmung von Himmel und Erde.

Einen unvergeßlichen Abend verlebt man in Eboli. Von der Loge des prinzlichen Schlosses aus betrachtet man die untergehende Sonne: ihr letzter Strahl vergoldet die Tempel von Pästum, daß sie schimmern und leuchten. Links davon schaut man hinein in die bizarr grotesken Gebilde und Massen des Calabrischen Berglands. Und ein anderer Abend bei Portici: in ungeheurer Weite liegt Capri, unten die Stadt, links der Vesuv und das entlegene Gebirge in den glühendsten Lichtern und Farben, von einem Schmelz, einer Reinheit — „es scheint eine Feerie“. In herrlichen Bergen nahe dem Meer stehen die Tempel von Pästum. Besonders der mittlere ist sowohl durch sein harmonisch schönes Verhältnis, wie durch die Farbe des Steins über allen Ausdruck erhaben. Ein anderer überaus eigenartiger Tempel, eine Kultusstätte des Jupiter Serapis, findet sich in Puzzuola. Drei ungeheure Säulen ragen noch in ursprünglicher Höhe. Von den anderen sind nur noch die Postamente erhalten. Überall liegen gewaltige Trümmerhaufen umher, unvergängliche Zeugen der einstigen Pracht und Größe des Baus.

Pompeji: Man geht auf den alten Straßen, sieht die Spuren der Räder, tritt in die Häuser ein — eine längst versunkene Vergangenheit steigt wieder herauf und wird zur lebendigsten Gegenwart. Die Zimmer sind ausgemalt in Arabestenmanier; übrigens sieht man auch im Museum zu Portici eine ganze Menge von Malereien aus diesen verschütteten Räumen: „Die Alten haben die Malerei sehr gut

„ So
immel

Eboli.
achtet
ver-
mern
n in
Tala-
bei
die
irge
tem
ie“.
die
ist
die
er-
el,
in
n
r
e
r



Caroline von Humboldt.
Gemälde von Gottlieb Schid. In Schloß Tegel.

verstanden.... Es sind merkwürdige Sachen darunter, besonders, wenn sie Architektur dargestellt haben, in Gärten und leichten Gebäuden, ganz japanischer Beschmaç. Haben sie das schon gekannt?" Stünden die Möbel noch in den Zimmern herum, die kleinen Götter neben den Hausaltären, die Täuschung wäre vollkommen, als müßten die ehemaligen Bewohner jeden Augenblick wieder erscheinen. Wo man die Stadt zum Tore hinaus verläßt, beginnt die Straße der Gräber mit Monumenten zu beiden Seiten, dazwischen halb gezirkelte Plätze mit steinernen Sitzen: „Wie schön ist doch diese Sorge der Lebenden um die Hingegangenen und dies sozusagen fortgesetzte Leben mit ihnen. . . Wenn man das sieht, so begreift man recht, wie so oft in den alten Schriftstellern steht, daß sich die Alten vor das Tor setzen.“ — Von Herculaneum ist nur das Theater freigelegt. Der Boden, die Seitenwände — alles von Marmor, Mosaik und giallo antiko. Die Stadt ist nicht wie Pompeji durch Aschenregen, sondern durch glühende Lava zerstört, weshalb auch ihre Wiederherstellung besonders schwer fiel, man müßte sie geradezu aus dem Stein buchstäblich heraushauen: „Eine fürchtbare Materie, etwas so Rohes, Ungezügeltes, ich habe sie nicht ohne Schauder ansehen können; und wie sie sich so in alles hineingepreßt hat, wie die armen kanellierten Säulen drinnen sitzen, es sieht ordentlich rührend aus.“

Zwei Maitage widmet man zu guterleht der Besteigung des Vesuv. Der Anblick dieser unermesslichen, fürchtbaren Unfruchtbarkeit wirkt erschütternd. Doch auf dem Gipfel — welch zauberhaft liebliche Fernsicht: Die Sonne taucht hinab in das Meer,

und lange vorher spiegelt sich ein zweites Bild von täuschender Wahrheit in den tiefklaren Wassern. — Drei Tage darauf kehrt man, diesen Anblick als letzte bleibende Erinnerung im Herzen, nach Rom zurück . . . Neapel und — Rom. Gewiß, meint Caroline, schön sei Neapel, von unbegreiflichem Glanz; reizend, zauberisch und verführend hinterlasse es im Gemüt einen Eindruck, ähnlich dem, wie man ihn wohl auch durch ein Individium empfangen könne, das durch den Reiz der äußeren Erscheinung die Leidenschaft blende. Die Augen seien berückt von dem Reiz der Gestalt, doch — „der Reiz bleibt in den Augen, und das Herz verwechselt nie seine Götter.“ Fest und unwandelbar sei nicht die Leidenschaft, sondern die Liebe: „Ach, wie tief hat Rom, sein hoher Frieden, seine Stille und Größe mich wieder ergriffen.“ Und an anderer Stelle: Neapel sei wirklich sehr schön; nichts übertreffe an heiteren Tagen den Schmelz, der dann über den Bergen ausgegossen liege: „Aber die Tiefe, die Unerforschlichkeit von Rom hat es nicht. Rom ist und bleibt die ewige Stadt.“

Am 24. September 1810 tritt Caroline mit den Ihrigen die Heimfahrt nach Deutschland an: „Ich scheide mit vollem Glanze, nachdem ich mich hier noch an allem Schönsten berauscht habe.“



5. Kapitel

„Die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so beschränkte Kräfte und so unbeschränkte Wünsche...“

Im Oktober 1810 hatte Humboldt seine neue Stellung in Wien angetreten; der Sohn Theodor war ihm am 21. des Monats gefolgt. Am gleichen Tage, wenige Stunden darauf, traf nun auch Caroline mit den Mädchen ein, freudig von Vater und Sohn empfangen. Der Wiener Posten war für Humboldt wieder eine Art Mußezeitung; er konnte ganz seinen Neigungen leben, die Geschäfte standen weder im Mittelpunkt seines Interesses, noch seiner Tätigkeit. Wesentlich vertiefte er sich wieder in linguistische Studien, vornehmlich in die amerikanische Sprache, wozu ihn ein Besuch des Bruders im November 1811 besonders anregte. Das Zusammenleben mit Alexander gestaltete sich für die Familie jetzt überaus freundlich und angenehm. Noch immer ist er freilich nach Carolinens Urteil jenes merkwürdige Composé von Liebenswürdigkeit, Eitelkeit, weichem Sinn, Kälte und Wärme, aber im ganzen doch „stillere, eitelkeitsfreiere, liebendere, als je.“ Ferner verkehrt im Hause der junge Körner, ein „lieber, hübscher“ Mensch „mit viel poetischen Anlagen“. Er liest Caroline wohl gern seine neuen Arbeiten vor, unter denen „Briny“ sie durch die außerordentliche Lebendigkeit der Hand-

lung und Sprache vor anderen fesselt. Dieses Stück werde gewiß ungeheuer gefallen und in Pest geradezu Furore machen.

Im übrigen aber fühlt sich keiner der beiden Gatten von dem Treiben der Wiener Gesellschaft besonders angezogen. In einem Briefe an Charlotte Schiller beklagt Caroline die ungeheure Flachheit in der Anschauungsweise, sowie der Lebensführung vorwiegend der höheren Stände; tüchtig, ernst und deutsch sei nur das niedere Volk. Wie tief blute einem das Herz, wenn man den Spott vor Augen sähe, der mit der Gegenwart täglich getrieben werde. „Wenn es neue Unruhe gibt, was für ein Los bereitet man da dreißig Millionen Menschen, die eine Sprache, die schönste und kräftigste von allen, reden, und die unter einem Fürsten vereint sein sollten, der dann mit ihnen Ordnung, Sitte und Billigkeit und Gerechtigkeit alle anderen Nationen lehren sollte.“ O wie glücklich der teure Schiller, der Deutschlands Fall, seine tiefe moralische Gefunkenheit nicht mehr habe erleben brauchen. — Und Goethe? Humboldt besucht ihn im Sommer 1812 auf einer Urlaubsreise, die ihn nach Thüringen führt, in Karlsbad: Es sei etwas Trauriges um seine Apathie, seine Art, sich nach und nach einzuspinnen. Wäre es einmal unabänderlich, daß der Mensch so werde, die regsten Kräfte ins Stocken geraten müßten, so sollte man sich doch wenigstens da einspinnen, „wo man sicher ist, daß jede Art der Größe im gleichen Kreise mit uns ruht.“ Auch bei anderen Zeitgenossen erregte die bejammernswerte Verblendung des Olympiers die tiefste Wehmut, das herzlichste Bedauern: „Sollen wir jungen deut-

ſchen Leute," ſchreibt Barnhagen von Enſe an Caroline, „noch dieſe harte Prüfung beſtehen, unſere tieſte Befinnung auch im Widerſtreit mit unſeren teuerſten Meiſtern zu behaupten?" Welch elender, lügneriſcher Stoff in der einzig ſchönen Faſſung der Stanzen! Auf keinen Fall habe Goethe vaterländiſch gehandelt, als er ſein armes, in Kummer und Not ſchwer ringendes Volk, die Schmach, die auf allem ruhe, nicht ſchonte: „Seine Überzeugung, wenn ſie einmal die ſeine iſt, durfte er nicht jezt, nicht ſo ausſprechen.“

Ach, es ſtand mehr denn je bitter ſchlimm in deutſchen Landen um die Geiſter, die die Führung des Volkes auf neue Bahnen zum Bewußtſein ſeiner Kraft, zur einmütigen Erhebung gegen die Fremdherrſchaft hätten übernehmen ſollen. Wien ſelbſt war zur „Zufluchts- und Verſorgungsſtätte der toll oder faul gewordenen Romantiſt“ erhoben. „Ich fürchte mich, daß ich es gerade herausſage, vor Deutſchland und dieſem überhand nehmenden Myſtizismus," hatte Caroline aus Rom an den Grafen Schlabrendorff in Paris geſchrieben. Obenan ſtanden da der eben erſt zum Katholizismus übergetretene Friedrich Schlegel und Adam Müller, die ſich die wenig rühmliche Aufgabe ſtellten, in ihren Vorleſungen und Reden die Literatur und das ganze Weſen der Deutſchen über den Haufen zu rennen und zuſammenzuhauen. Daß Schlegel die katholiſche Religion für die eigentliche und einzige halte, meint Caroline, ſei ſeine Sache; wenn er aber jedes andere Streben des menſchlichen Geiſtes, ſogar des Wiſſens nicht würdigen wolle, wofern es nicht von einem Katholiken herrühre oder einer katholiſchen

Nation angehöre, so sei das doch etwas arg. Unter anderem sage er: „Schiller sei nicht zur Einheit gekommen, weil er nicht Katholik gewesen, aber es sei zu hoffen, er wäre es geworden, wenn er länger gelebt hätte.“ Müller liest „über die Verhältnisse der Beredsamkeit zur Poesie.“ Da hört man solch blühenden Unsinn, wie: „daß die Beredsamkeit männlich, die Poesie weiblich sei . . ., daß Schiller kein wahrer Poet, sondern ein Redner gewesen sei, was er auch geworden wäre, wenn wir Deutschen nicht die stummste aller Nationen wären!“ Es jude ihn wohl, als der einzig kluge Mann dazustehen. Dieser Ausdruck von Eitelkeit in Gesicht, Sprache, Gebärden sei einzig. — Humboldt ergänzt die Mitteilung seiner Gattin in einem Briefe an Körner, den Vater des Dichters: wenn Schlegel und Adam Müller „über Goethe und Schiller sprachen und man sich bei ihren Vorlesungen an ein lebendiges Gespräch jener beiden über ähnliche Gegenstände erinnerte, war es einem, als stritten Pygmäen auf den Gräbern von Heroen“.

Was Wunder, wenn sich die Gatten von dieser ganzen geistigen und gesellschaftlichen Misere ermüdet und angeekelt abwenden und in sich selbst zurückziehen. In vollen Zügen genießen sie den stillen häuslichen Frieden, das Glück der Wiedervereinigung nach so langer und vielfacher Trennung. Insbesondere Caroline: „Das Frauenleben hat das Schöne und Beruhigende, daß es näher der Natur ist.“ Den Frauen ist es eher erlaubt, jedenfalls mehr als den Männern, „bloß in der Zauberwelt ihrer Empfindungen und ihrer Sehnsucht zu leben und die Wirklichkeit und Gegenwart wie ein

Schattengebilde an sich vorübergehen zu lassen . . .“ Auf andere Weise berührt die Umgebung sie nicht, außer in dem engen und doch so weiten Kreise der Hausfrau und Mutter. In der Erziehung der Kinder wirkt sie der Zukunft entgegen; sollen sie doch zu Männern und Frauen reifen, die einst eine neue, bessere Zeit heraufbringen helfen. Und sie hat auch fernerhin die Freude, vor ihren Augen Kinder heranblühen zu sehen, wie sie jeder Zeit, besonders aber der damaligen, zum Vorbild und zur Zierde gereichen können. Immer enger und traulicher gestaltet sich das Zusammensein mit dem Gatten. Es sei doch einzig und wahrhaft beglückend und bleibend, so äußert sich Humboldt, „wenn zwei Menschen miteinander gehen in Freude und Leid und die Jahre zusammen beginnen und schließen sehen, bis einer dann auch einmal gehen muß, aber bald der andere nachfolgt.“ In diesem Sinne erscheint ihm die Ehe als die höchste und himmlischste Einrichtung im menschlichen Erdenwallen. Man habe eigentlich nicht gelebt, wenn man sie nicht erfahren. Die meisten freilich dringen in das eigentliche Wesen dieser innigsten Verbindung der Geschlechter nie ein, und dann tragen sie Schaden davon. „Ich bin gegen die Heiraten, wie gegen das Spazierengehen, ich mag den Leuten, die es entweihen, nicht verraten, welsch ein Schatz von süßem, . . . in jeder Beziehung erhebendem Leben für die darin liegt, die es erkennen. Auch kann man eine Ehe kaum je eng genug werden lassen.“ Fällt eine Ehe unglücklich aus, so liegt gewiß auch viel an der Frau. Die Mehrzahl sind im Grunde nur übertünchte Gräber, und mit den Frauen ist

es ja so, daß auf die Dauer das Edelste nur befriedigen kann. Wenn aber die Männer völlig verdorben würden, so sei es doch letzten Endes selten die Schuld der Frau allein. Es ist dann immer mehr der Fehler des Mannes, der das Weib in seiner wahren Gestalt nicht zu erkennen und zu empfinden vermag: „Die Frauen können die äußere Freiheit hemmen, Fesseln anlegen, die Richtung der Kraft einengen, und die besten und geistvollsten Männer können sich das, und gar nicht mit Unrecht, gefallen lassen. Aber die, welche es mit Bewußtsein tun, gewinnen dadurch nur an Kraft und an Geist, an Selbstbeherrschung und an Milde, und es wäre der Welt und den Menschen sehr nützlich, wenn es nur viel solcher Verhältnisse gäbe.“ Diese Art, auf männliche Entschlüsse einzuwirken, sei im weiblichen Gemüt und Charakter tief begründet, nur daß den wenigsten je ihr Bestes oder vielmehr das ihrer Natur zu erreichen beschieden sei. Immer aber verfügen die Frauen auch dann noch über weit mehr, als davon Gebrauch gemacht wird: „Der Rat der Frauen ist wie ein Stern, der durch die Wüste des Lebens leitet. Er zeigt die Richtung.“ Die Frauen vertiefen sich so schön in das „einsame Sein“, verbinden mit Zartheit die Stärke. Freilich lasse sich diese Art gebildeter Frauen, in denen die Natur die Bildung weit überrage, nur in Deutschland finden: „Gerade das ist eine der schönsten Seiten an unserm Vaterland, die ich immer am meisten bewundert und geliebt habe.“

Mit ewig wachsendem Gefühl empfindet Humboldt das Wesen der eigenen Gattin; ihr Besiz um-

gibt ihn tausendfältig mit unsichtbaren Segnungen. Sein Tun und Lassen, alle seine Betrachtungen und Urteile richtet er stets nach ihr. Sie ist ihm Trost und Stärke in allen Dingen, das Bewußtsein des ungetrübten Einverstehens mit Caroline wirkt auf ihn unendlich beruhigend: „Man kann nie etwas schwach machen, wenn du dabei bist.“ Beständig verstärkt sich der Einfluß, den sie auch auf seine öffentliche Tätigkeit von jeher ausgeübt; überall erscheint sie auch da als die stille Befestigerin und Lenterin, die zwar nicht hinter der einzelnen Handlung steht, aber doch in schöner Weise seinem Geiste und seiner Gesinnung die Richtung gibt: „Es ist das, worin sich die Gefühle jeder Lage, jedes wie in einem Brennpunkte, wieder sammeln.“ Alles, was er erreicht und verrichtet — ihr Werk, einzig der Ausfluß ihres herrlichen Wesens. Ihrer unerschütterlich dauernden Liebe sind die Gatten gewisser, als je. Darin und in dem eigenen Behalt ihrer selbst haben sie das Wahre und Wesentliche ihres Daseins erkannt und gefunden. Glücklich ist nur die tiefste, die einzige Liebe, zu einem Menschen, und dann — für ewig. Wirklich „treu“ kann man doch nur einem einzigen sein: „Treu sein heißt, die Zeit mit seinem Herzen und Gemüt erfüllen und befruchten, und darin liegt eine Unendlichkeit verborgen.“

Nun steht Caroline auf der Höhe des Lebens. Aus Schmerzen — wie denn ja alles Tiefe um Schmerzen spielt —, in der inneren Bewegung und Weihe viel trüber Stunden hat sie zu Licht und Klarheit sich durchgerungen — in jene unantastbare Welt der eigenen Brust, über die die Wellen des

Lebens nur hinwegschlagen. In tiefem Begreifen hat sie alles Menschliche in sich getragen und in sich gefühlt, Abgründe der eigenen Seele ermessen, wo Flächen in anderen sind, Leid und Verworrenheit: „Daß doch ja keiner richten wolle über den anderen! Jede Hilfe leisten, jede Freude spenden, mit der man von Herzen zu Herzen bringt, jede Träne ehren, jedes Gemüt, soweit man es erkennt, zu begreifen suchen, streng gegen sich, nachsichtig gegen andere.“ Ein echtes Höhenwort. Und von diesem Gipfel in der Bergkette der Gefühle schaut sie herab zu Thal. Da ist die Vergangenheit, die Erfahrung und die Geschichte des Herzens — sonnige Matten und dunkle Gründe; der Drang der äußeren Begebenheiten und Schicksale — in weiten Flächen, in Niederung und Erhebung. Dazwischen das silberne Band des Lebensstromes, den sie in Windungen durch die ausgebreitete Landschaft verfolgt. Und in der blaßblauen Ferne — die Zukunft: Sie „dämmt mir auf wie ein Blick auf das Meer, und ein leises Sehnen nach Unermeßlichkeit, die gewiß nur der Tod erst aufschließt, schwillt mir oft, oft das Herz . . .“

Die nächste Zukunft freilich sollte sich ihr in kaum erhofften Wundern offenbaren. Das Morgenrot der Freiheit für das geliebte Vaterland bricht herein in blutigem Rot. . . 1812. . . Mit einem Heer, das zweifellos als das schönste gelten durfte, das man je gesehen, war Napoleon durch Preußen gegen Rußland gezogen. Ausrüstung, Waffen und Material, alles glänzend neu und modern; der Einmarsch dieser ungeheuren Armee in die weite polnische Ebene hatte etwas von dem imposanten Eindruck einer ungeheuren

Parade. Aber — dieser ganze gewaltige Apparat war „ein bißchen“ verbraucht. Bei Austerlitz, 1805, hatte Napoleon geäußert, man taue nur kurze Zeit für den Krieg; er selbst könne noch etwa fünf bis sechs Jahre aushalten, dann müsse er aufhören. Genau sieben Jahre darauf, bei Borodino, fühlte er sich krank und zerschlagen. Es mangelte dem Einfall in Rußland von vornherein jenes „Wunderbare, daß alles so vortrefflich klappte.“ Es mangelte an der sonst so verblüffenden Schnelligkeit, Berechnungen wurden verfehlt, Entfernungen falsch gemessen. Man dürfe, meint der norwegische Dichter Alexander Kielland in seinem vortrefflichen Napoleonbuch, die Vernichtung der großen Armee nicht nur der Kälte des russischen Winters und dem furchtbaren Rückzuge zuschreiben. „Sie war in Wirklichkeit schon vernichtet, ehe sie Moskau erreichte.“ Eine halbe Million hatte der bisher unbefiegte Eroberer zu Felde geführt; kaum zwanzigtausend erreichten auf der Flucht die Weichsel. Was die Flammen von Moskau, die Schneefelder und die grimme Kälte verschont, verschlangen nach letztem grauzigem Ringen die eisigen Fluten der Beresina: „Es war wie in Tschaikowskis Symphonie, wenn die letzten Töne der Marseillaise verklingen, und wo bei Beresina die Partitur Seite um Seite nichts anderes enthält, als unbarmherzige Säbelhiebe, die sausen, sausen, sausen ohne Unterlaß; bis die große Mutter Rußland ihre klaren ernststen Blöden wieder über die blutigen Ebenen hin ertönen läßt.“

In wilder Flucht war Napoleon heimgereist, zurück über die Grenzen des Reichs, das er unerfättlich hatte erobern wollen, durch Länder und Pro-

vinzen, die schon früher erobert waren. Preußen erwachte. Das Volk stand auf, der Sturm brach los. Ein kurzes Schwanken und Zaudern, dann folgte Friedrich Wilhelm dem Räte Scharnhorfts und erklärte als Verbündeter der Russen Frankreich den Krieg. „Die Völker des Ostens waren in Bewegung gegen den Westen“ (Haym). — Die Wiener Gesandtschaft konnte nun nicht länger als Ruheposten betrachtet werden. Es galt, Oesterreich zu gewinnen, Metternichs Politik der Halbheit und des Hinzögerns zu durchbrechen. Dazu war Humboldt der rechte Mann. Was andere durch Bestürmen und Leidenschaft leicht verdorben hätten, rettete er durch weltmännisch feines Wesen, geduldiges Minieren und rüchhaltend kluge Ausdauer. Am Tage der Waffenstillstandserklärung nach Großgörschen und Baugen wird er von Hardenberg in das Hauptquartier berufen, um an den Friedensverhandlungen leitend teilzunehmen. Er folgt dem Siegeszuge des Heeres über die Schlachtfelder; auf den Kongressen zu Prag und zu Chatillon ist er der Bevollmächtigte Preußens. Er selbst hat Prag als den Zenith seines Wirkens bezeichnet. In Paris hilft er als Beigeordneter Hardenbergs den Frieden diktieren und nimmt in gleicher Eigenschaft am Wiener Kongress teil, dessen Aufgabe die Wiederherstellung und Neuordnung der zerrütteten europäischen Zustände ist.

Man hat Humboldts diplomatischem Wirken in der Zeit der Freiheitskriege kaum volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Blieben doch die politischen Ergebnisse des Pariser Friedens und des Wiener Kongresses in der That weit hinter den Wünschen

und Erwartungen, vornehmlich hinter den Erfolgen der Waffen zurück. So sagte man denn wohl, die Feder hätte verdorben, was das Schwert gewonnen. Nun, es ist immer eine undankbare Aufgabe, nach geschehener That mit Worten zu fechten, um so undankbarer, je größer und ruhmvoller die Thaten gewesen sind. Die ihr Leben, ihre heiligsten Güter geopfert, die den Boden mit ihrem Blute gedüngt, wollen — und das ist verständlich — auch eine außerordentliche Ernte einbringen sehen. Zu oft tragen sie dabei nicht den Verhältnissen Rechnung und begehren das Unmögliche. Sie tadeln es alsdann, wenn nur das Erreichbare durchgeführt wird. So auch hier. Man übersah, daß, wie Humboldt treffend bemerkt, der eigentliche Gegner Preußens während der Friedensverhandlungen nicht Frankreich war, sondern — die Alliierten, Rußland und Oesterreich. Er gesteht es vor der Gattin auch unumwunden ein, der Krieg sei das eigentlich Große und Schöne gewesen; der Friede habe es vernichtet. Die Landesverwaltung erscheint ihm voll der entsetzlichsten Mängel, da seien Fehler begangen! Kein rechter Kopf an der Spitze, ein jeder sei nur auf sich bedacht. Auch nicht einer, der die Größe des Augenblicks voll zu würdigen wisse. Die Besten habe man sorgsam entfernt: „Ich bin in einer wahren Wüste und in schwieriger Lage von tausend Seiten.“ Überall wenig edle Gesinnung, Ungeschicklichkeit, Leichtsinn. Wäre da ein Kopf, ein Gemüt, ein echter Deutscher! Er tadelt den lahmen Gang der Kriegsbegebenheiten, den schrecklichen Friedensgrundsatz des Königs. Gleichwohl, herrsche auch augenblickliche Unzufriedenheit — erst in der Folge

werde man das militärische und politische Vorgehen der Mächte ganz würdigen können.

Soviel jedenfalls ist gewiß: Humboldt selbst steht fleckenlos da; an der Lauterkeit seines Charakters, an der Ehre und Festigkeit seines Handelns ist nicht zu zweifeln. Er fühlt sich von den Ereignissen fortgerissen, freudig bereit, dem äußeren Befehl das innere Leben zu opfern. Er ist stolz auf Preußen und Deutschland, dankbar, solch einem Vaterlande dienen zu dürfen. Und die Zeitgenossen, die mit ihm in nähere Berührung kommen, ob Freund oder Feind, ob willig oder wider Willen, erkennen uneingeschränkt den Adel seiner Gesinnung an; in der Bewunderung seiner Persönlichkeit sind alle einig. Er ist für die große Menge Unzufriedener ein heller Punkt; sie sehen in ihm eine neue Sonne im Aufgang. Stein münzt auf ihn den prächtigen Vergleich mit dem St. Elms-Feuer, das auf den Masten der Schiffe den nahen Sturm ankünde. Der damals allmächtige Metternich hat ihn wohl erkannt: Humboldt scheinbar harmlos und unschädlich, sei aber der Furchtbarste, weil er's am ernstesten meine. Selbst Talleyrand, nach seiner eigenen Meinung, wie in den Augen der Mitwelt der hervorragendste Diplomat des Jahrhunderts, wird an sich selber irre und bekennt in Bezug auf Humboldt widerstrebend: hier habe seine Kunst ein Ende; das sei ja ein Staatsmann, wie deren Europa zu dieser Zeit nicht drei oder vier zähle. Der König aber dankte seinem treuen Diener durch die höchste Ehrung, die je ein König zu vergeben hatte: er verlieh Humboldt das Eiserne Kreuz, und zwar der ersten Klasse. Im übrigen: „Kein Beifall macht auf mich bedeutenden

Eindruck“. „Die Edelsten in unseren Reihen kämpfen nur um stille Anerkennung, sie bilden eine eigene Schar und Bruderschaft“.

An alle den welterschütternden Begebnissen nimmt Caroline den leidenschaftlichsten Anteil; nie hat eine deutsche Frau dem Vaterland mit heißerer Liebe sich ergeben: „Einmal siegen muß doch das ewig Wahre und Rechte. O, daß ich den Beginn dieses Sieges mit meinem Herzblut erkaufen könnte! Die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so beschränkte Kräfte und so unbeschränkte Wünsche!“ In heiligem Eifer entbrennend versinkt sie ganz in die Wichtigkeit des Moments, spürt das Flügelrauschen der gewaltigen Zeit, da die Gegenwart zur Geschichte geworden, die ihre Größe erst als Vergangenheit voll offenbaren wird. Die Wirklichkeit tritt zurück; sie sinnt dem ehernen Gange des Schicksals nach, bemüht, jedem seiner Winke zu folgen. Im Beben des Erdkreises fühlt sie verwandtes Leben, mit dem sie sich eins denkt und empfindet, dem sie vertraut. Die Überzeugung, ein Weltgericht werde gehalten werden, dem beizuwohnen sie mit gewürdigt sei, durchdringt sie alle Zeit fühlbar, mahnt zu Stille und Ernst! Ein „ausgerungenes Herz“ trägt sie im Busen, das blutet, als spräche sich darin der Jammer so viel Tausender aus. Mit welchen Kummernissen und Sorgen legt sie sich abends zur Ruhe, mit welchem Druck erwacht sie bei Tag! Wie Zentnerlast liegt die ungeheure Spannung auf ihr und verfehlt ihr den Atem. Doch dieser Schmerz sei jetzt ja beinahe in jeder Brust — wer könne sich schonen. Da müßte man ja nicht leben. Nach dem ergebnislosen Auseinandergehen des Friedenskon-

gresses zu Prag und der Aufhebung des Waffenstillstands wird der Druck geradezu unerträglich: Welch verhängnisvolle Stunde für die, die nun aufs neue in den furchtbaren Kampf gehen und für die anderen, die den Ausgang erwarten. Wieder ist Kampf die Lösung, eine halbe Welt steht in Waffen gegen die andere: „Ach, daß es Brüder sind, die das Schwert gegeneinander ziehen. Das möchte einem schier das Herz brechen.“ Welch Blut wird fließen! Auch Caroline hat einen geliebten Sohn im Felde, Theodor, der gleich bei Ausbruch des Freiheitskampfes, eben sechzehnjährig, von der Hörbank zu Heidelberg fort zu den Fahnen geeilt war und sich rasch die Epauletten erworben hatte. Freudig und stolz gab sie ihn hin, ohne Beben und Zagen. Zum ersten Male in ihrem Leben bedauert sie tief, nicht ein Mann zu sein, nicht tätig mit eingreifen zu können, es sei zum Siege oder zum Tod.

Ja, viele werden noch fallen, getroffen vom saufenden Blei: „Großer Gott, es ist eine ungeheure Zeit. Wird man sie überleben und zuletzt verlassen und vereinsamt von allen Geliebten stehen? O nein, man wird die lieben und sich mit aller Gewalt des Herzens an die halten, die übrig bleiben, siegend übrig bleiben.“ Denn daß sie siegen werden, davon ist Caroline unerschütterlich überzeugt. Opfer müssen ja fallen, und die Angst um sie ist menschlich-natürlich. Aber die tiefen Gefühle, durch den Tod so viel Edler geweiht, werden auch Großes reifen. Das Gute muß sich letzten Endes doch durchsetzen: nichts Schönes und Reines kann je verloren gehen. Es ist ein gerechter Kampf um eine heilige Sache, die unveräußerlichen Güter der Ehre, der Freiheit, des Rechts.

Alle Gutdenkenden blicken auf Preußen: die Kraft, die es in dieser Periode geäußert, entwickelt, in das reale und handelnde Leben übertragen hat, macht es einem als die Wiege künftiger, gesetzmäßiger Freiheit unaussprechlich teuer. Alle haben sie teilgenommen am Kampf der Befreiung von dem französischen Joch, aber von allen Ländern Deutschlands nicht eines so glänzend wie Preußen: „Ich will den Ruhm der anderen nicht schmälern, allein Preußen ist das Herz dieser großen Unternehmung gewesen, das Herz, in dem alle Lebenspulse schlugen.“ Die Bäume, die wir heute gepflanzt, mit unserem Blute gegossen — in Jahren, Jahrzehnten vielleicht werden sie unseren Kindern Schatten spenden. Mit dem Seherblick, dem „sanctum quoddam et providum“ des altgermanischen Weibes, schaut sie in weite Fernen hinaus, in eine noch dunkel ungewisse Zukunft, eine Zeit der Erfüllung, da der Name Preußen aufgehen werde in dem deutschen. Mächtigen Schrittes eile Deutschland großen Formen entgegen, vereinten Schicksalen. In dem weiten Vaterlande ist nur ein Volk, das nicht Preußen noch Sachsen, nicht Bayern noch Hessen, nein — Deutsche heißt: „Diese Deutschen streben zu einem Ziele, und was sie nicht erreichen werden, werden sie als ein teures Vermächtnis denen hinterlassen, auf die ihr Geist erben wird, das ist mir klar und gewiß“. . . „Viele Kämpfe wird es noch geben, aber den Enteln erblüht doch wohl endlich in dem großen gemeinsamen Vaterlande der Friede als Frucht der Kraft.“ Nun, nach den Taten heißt es rüsten im Geist; in ihm muß Preußens Stärke bestehen, und das Deutschland der Zukunft wird sein: „das erste Reich der Welt, an Kraft und

wahrer Bildung, an gefeßmäßiger Ordnung und echter Religion.“ . . .

Nach dem Kampfe. Viel edles Blut ist geflossen, manch jungen Helden hat der Sensenmann früh dahingerafft. Neben anderen unvergeßlich Teuren Theodor Körner, dessen Fall Caroline besonders schmerzlich beklagt. Wie viel versprach seine innige, reiche Kunst, was noch alles hätte er leisten, welche Höhe erreichen können! Unendliche Hoffnungen gingen mit ihm dahin. Aber er starb für das Vaterland; die Blüte seines Lebens hat der Schnitter Tod nicht getnickt, er hat sie vollendet. Auch Schiller, lebte er noch und wäre fähig, die Waffen zu tragen, es hätte ihn nicht daheim hinter dem Ofen geduldet. Dieser unvergleichliche Mensch, dessen ganzes Sein sich in großen, gewaltigen Formen vor ihm bewegte: „hätte er das Jahr 1812 und 13 erlebt, das wären die schönsten seines Lebens gewesen, die, bin ich überzeugt, seinem Innern noch am meisten entsprochen hätten.“ Aber der Geist des Heimgegangenen war mit in den Scharen der Kämpfer: „Süß, unaussprechlich süß und erhebend muß es dir sein,“ schreibt Caroline an die Freundin Charlotte, „lebendig fühlen zu dürfen, welch einen Samen zum Erblühen aller Tugenden und des heiligsten Gefühls im Menschen Schiller sterbend hinterlassen hat. Er hat Millionen begeistert und wird sie begeistern.“

Dagegen Goethe. — Er ist nach wie vor verdrieklich und ohne Bleichgewicht. Das Idealische — den Vorwurf kann Humboldt trotz aller Freundschaft und Verehrung dem großen Meister nicht ersparen — gelte ihm nur im Moment der Begeisterung, es

durchdringe nicht jeden Augenblick des bloßen einfachen Lebens. Eine schwache, gleichgültige Natur voll Egoismus, Kleinmütigkeit und Menschenverachtung: „Die Befreiung Deutschlands hat noch bei ihm keine tiefe Wurzel geschlagen . . . er meint, das Heilmittel sei übler, als die Krankheit. Man werde der Knechtschaft los werden, aber zum Untergehen. . . Die Weltgeschichte . . . habe auch diesen Spaß haben müssen.“ Goethe scheut sich nicht, das Kreuz der Ehrenlegion „seines Kaisers“ auch jetzt noch sich an die Brust zu heften, bis der Feldzeugmeister Graf Colloredo, der Kommandierende des I. Österreichischen Armeekorps, mit einem heiligen Donnerwetter dazwischen fährt und ihn anschaucht: „Pfui Teufel, wie kann man so etwas tragen!“ Da endlich wird das Kreuz abgelegt, und der russische Annenorden tritt an seine Stelle. Aberdies aber bittet Goethe, Humboldt möchte doch zusehen, ob er ihm nicht vielleicht noch ein österreichisches Ehrenzeichen besorgen könne! „Goethe bedaure ich,“ bemerkt dazu Caroline.

Welcher Abstand auch gegen diese von heiliger Begeisterung für Vaterland und Freiheit erglühende Frau, von der ihr Gatte sagen konnte: „Du hast den wahren Haß und die wahre Liebe.“ Und Rahel Levin ergeht sich in Lobpreisungen Carolinens, als diese einen jungen Menschen, der bisher nichts so sehr verabscheute, als Soldat zu sein, dahin gebracht hatte, es mit Begeisterung zu werden: „Du bist gesegnet: fühl' ihn! den Segen. Angenehm vor Menschen zu sein, vor Gott! Das Herzensgepräge im Außern zu tragen. Fühl' es!“

Der Aufenthalt in Wien, das sich in der öden Leere und Gleichgültigkeit seines Lebens und Treibens

auch durch die großen Besähehnisse auf dem Welttheater nicht im geringsten erschüttern ließ, mußte einer so lebhaft empfindenden Frau wie Caroline auf die Dauer unerträglich werden: „Ein Weltgericht wird gehalten, wie noch nie eins war, und hier beschäftigen sich die Leute, sich Galakleider stücken zu lassen.“ Im Mai 1814 verläßt sie die ihr von Anbeginn unsympathische Stadt und reist nach der Schweiz, wo sich die Gatten für wenige Tage — sie hatten einander in Wien bei der steten Abwesenheit Humboldts in diplomatischen Geschäften nur einmal gesehen — wieder vereinigen. Dann geht Humboldt von hier aus zum Wiener Kongreß, Caroline nach Berlin. Sie wählt den Weg über Straßburg, Heidelberg, Rudolstadt, Auleben und Burgörner. Der Anblick des Straßburger Münsters setzt sie in helles Entzücken: „Das ist Architektur, und das ist Poesie in der Architektur,“ schreibt sie später einmal. Ganz besonders fesseln sie auch die herrlichen Glasmalereien: die Fenster seien von unaussprechlicher Schönheit, wundervoller Zusammenstellung der Farben. — In Heidelberg wird der Schloßberg bestiegen und die Ruine besucht: Man gehe wirklich in verfloffenen Jahrhunderten herum. Hier auch findet der Kunstsinne Carolinens lebhafteste Befriedigung bei dem Besuche der Sammlung der bekannten Gebrüder Boisseree aus Cöln, die in einer einzigen Stube einen wahren Schatz von Bildern, vornehmlich der alten niederländischen und deutschen Schulen bis kurz nach Dürer, zusammengebracht haben. Da ist unter anderem eine sterbende Maria, ein Flügelaltar von geradezu himmlischer Tiefe der Auffassung und des Gefühlsinhalts. Die

Jungfrau, die Mutter Gottes, ist soeben verschieden, wie ein letzter Hauch des Lebens weht es von ihren Lippen. Noch spielt um den Mund eine leise Ahnung irdischer Schmerzen; aber die Stirn und die leicht geschlossenen Augen sind schon ruhig, verklärt: „Bewundernswürdig ist die Kunst des Malers, der das erblichene Gesicht der göttlichen Mutter in einen weißen Schleier gehüllt, auf einem weißen Kissen ruhend, aber in einer hochroten Umgebung, durch Bettvorhänge und Bettdecke so herrlich herausgehoben hat, daß man weiter nichts ansehen kann.“ Eine Kerze und ein Sterbekreuz stellen das Köpfchen wie in einen Rahmen hinein.

In derselben Sammlung findet sie dann ein kleines Gemälde, das wenig auffällt und doch höchst seltsam ist, groß durch die Eigenart der Behandlung: Christophorus mit dem Jesustinde. In der ihr eigenen anschaulichen Lebendigkeit beschreibt sie das Bildchen in einem Briefe an die Brüder Riepenhausen, zwei Kunstfreunde in Rom. Im Vordergrund und in der Tiefe des Bildes, perspektivisch gezeichnet, der breitgeschwollene Strom. Dicke Wolken, von unten herauf golden beleuchtet, verkünden den nahen Sonnenaufgang. Der Heilige, ein riesenstarker Mann, durchschreitet die brausenden Wasser. Schwer stützt er sich auf den Stab: man sieht, mit welcher Last das zarte Knäblein die mächtigen Schultern des Heiligen drückt. Es ist, als spräche sein Mund: Christophorus, du trägst den Herrn der Welt! Da geht die Klarheit des Lebens über ihm auf: „Das fühlt man, dies ist das letzte Mal, daß er mit den Wellen kämpft.“ Noch einmal kommt sie in einem Briefe an den Batten

auf dieses Bild zurück, in dem sie immer neue Anziehungspunkte entdeckt: „Der Maler hat das Geheimnisvolle dieser Legende auf eine unbeschreibliche Weise empfunden und wiedergegeben, die Nacht, die entflieht, die von unten herauf durch die aufsteigende Sonne erhellten, wunderschönen lichten Wolken, die Reihe der Berge . . ., der reißende Strom, der in hohe Wellen aufschlägt, wo der Heilige das Kind durchträgt, und oben eine ruhige Wasserfläche darbietet, in der die Lichtsäule der Sonne sich spiegelt und glänzt — das Bild ist wie eine Verkündigung des ewigen Lebens nach den Stürmen hienieden. Ich könnte tagelang davor stehen . . .“ Beide Bilder, von denen Caroline hier spricht, befinden sich heute in der Älteren Pinakothek zu München.

Burgörner weckt traute Erinnerungen an die in friedlicher Stille hier verlebten schönen Tage; nur daß die liebe Pappelallee, durch die Caroline Wilhelm so oft entgegengeeilt, abgehauen werden muß — die alten Bäume sind morsch —, erfüllt sie mit Wehmut. Beide Gatten weilen mit ihren Gedanken gern und oft an diesem ihnen so teuren Ort. Humboldt nennt Burgörner den liebsten Flecken, den Mittelpunkt seiner Welt. — Berlin: Da weht eine politisch reinere Luft, als in Wien. Der freudige Geist, der einen jeden befeelt, wirkt erquickend. Alle willig und tätig, ein jeder auf seine Art, zum Kriege und zum Zerbrechen des Jochs. Alle erfüllt von dem hohen Bewußtsein ihrer bereits erfüllten Pflicht und dessen, was noch vor ihnen liegt, als ungelöste Aufgabe kraftvoller Mitwirkung harrend. Berlin trägt ein ganz kriegerisches Gepräge: Regimenter in prächtigen Uni-

formen, Kanonen und Munitionswagen ziehen vorüber. Die Stadt selbst dagegen wenig anmutend: ein recht trockenes märktisches Sandnest, mit ein paar armselig elenden „Kienbäumen“ im Tiergarten. Im Winter auf den Straßen überall Nässe und unglaublicher Schmutz, die denkbar trübste Beleuchtung: „Für die Beleuchtung wäre es besser, es brennte gar keine Lampe, denn die wenigen machen einen nur irre, wie die Irrlichter im Sumpf.“ Selbst die bei aller Kargheit doch reizvolle Natur der märktischen Landschaft, für die erst die letzte Generation Sinn und Verständnis gewonnen hat, kann vor den durch alle Herrlichkeiten Europas verwöhnten Augen nicht bestehen. Nicht einmal das idyllisch an einem der Havelseen gelegene Tegel, eines der lieblichsten Fleckchen rund um Berlin, findet Beifall. Gabriele und Adel rümpfen bedenklich die Näschen; ziemlich verächtlich blickt Gabriele auf das Wasser: „Ach, der arme See! Wie der Thunfisch sich wundern würde, wenn er den sähe!“ Und Adel in ihrer vornehm reservierten Art spricht ironisch von dem „sogenannten Weinberge“, als wollte sie damit gleich den Essig andeuten. „Wenn es grün wäre, könnte die Aussicht ganz hübsch sein.“ Der Vater freilich weiß diese übertrieben ungünstige Kritik auf das rechte Maß zurückzuführen: „Wie ich ein Kind war, waren mir die Berge da wie Gebirge und der See wie ein Meer und beschäftigten meine Einbildungskraft.“

Ja, die Kinder, — wie vergeht doch die Zeit! Die Älteste, Li, ist nun mit ihren zweiundzwanzig Jahren ganz Dame. Sie ist sich sehr gleich geblieben: „Ein still in sich geschlossenes Gemüt, viel

Liebes und Gutes, aber vielleicht zu wenig Drang und Bestreben nach außen hin.“ Selbst für die Eltern eine etwas räthelhafte, in sich verschleierte Natur, die sich und anderen nicht recht offenbar wird. Dazu mag freilich ihr leidender Zustand, eine fast unausgesetzte heftige Migräne, nicht wenig beitragen. Gleichwohl erträgt sie die Schmerzen, wenn sie sich nur nicht ins Unerträgliche steigern, mit viel gefaßter Geduld, ist liebend, voll Milde und Güte, selbstlos und ohne Neid, voll Vertraulichkeit und voll goldener Treue. — Der Jüngste, der erst fünfjährige Hermann, gilt noch immer als Schoßkind; freilich ist er dafür schon etwas überkomplett und schwer. — Gabriele, zwölfjährig, eines der zartesten Geschöpfe, aller Innigkeit holder Begriff. Sie hat etwas unbeschreiblich Anziehendes von Süße und Schwärmerei. Die Leute sind von ihr wie bezaubert und außer sich. Aber da ist auch in ihr solch ein eigen tiefer, dunkel leidenschaftlicher Unterton, der die Mutter, die ja an sich selbst das Schmerzlichste der grenzenlosen Gefühle erfahren, alle freundlichen Gewalten ganz besonders für das geliebte Kind anzurufen veranlaßt. — Die zwei Jahre ältere Adelheid erregt in den Salons der Wiener und der Berliner Gesellschaft geradezu Aufsehen: von schöner Haltung, bewunderungswürdigem Anstand, der nicht allein anerzogen ist, sondern unverkennbar von innen herausstrahlt — un port de reine.

Und Adelt hält Wort; sie macht nun Ernst mit der in Rom gegen die ältere Schwester ausgesprochenen Drohung. Noch nicht fünfzehnjährig, ist sie mit ihrer Verlobung und Heirat die erste

auf dem Plaze. Sie vermählt sich mit dem 1785 geborenen, also etwa dreißigjährigen Generalleutnant August von Hedemann, dem Adjutanten des Prinzen Wilhelm von Preußen. Die Eltern hatten die gegenseitige Neigung der jungen Leute gern gesehen und aufs eifrigste begünstigt. Schon 1809, in Königsberg, hatte Humboldt den ihm bald überaus lieb gewordenen künftigen Schwiegersohn kennen und als eine unschuldig reine Natur, ein einfach edles Gemüt schätzen gelernt. Hedemann seinerseits hing mit seltener Treue an dem väterlichen Freunde und zog später in Berlin sogar eine Zeitlang ganz in sein Haus. Vor Paris hatte er sich im Kampfe mit solcher Auszeichnung betätigt, daß auch er mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse dekoriert wurde. Adelp hatte er zuerst in Wien gesehen und war sogleich von dem Liebreiz des Mädchens lebhaft gefesselt worden. Seither hatten sie einander regelmäßig geschrieben. Man betrachtete das Verhältnis der beiden zueinander anfangs, wenigstens so weit es Adelp anging, als einen Kinderscherz; nun war aus dem leichten Spiel schwerer Ernst geworden: „Der letzte offene Brief der lieben Adelpheid an Hedemann,“ schreibt Humboldt 1814 aus Paris, „ist mir plötzlich wie neu gewesen. Er ist gar nicht mehr kindisch; er spricht in himmlischer Unschuld sehr bestimmte Gefühle aus. . .“ Caroline erwidert, sie werde nichts „dazu tun“, das seien Dinge, die man bei solch prächtigen Charakteren gewähren und sich langsam entfalten lassen müsse. „Er ist ein edler Mensch, und wenn sie sich lieben, so gönne ich sie ihm.“

Ende März 1815 trifft Hedemann zu zwei-monatigem Urlaub in Berlin ein. Adelp ist von

dem Wiedersehen mit ihm tief ergriffen; sie weint rückhaltlos vor freudiger Rührung. Wenige Tage darauf erfolgt die Verlobung, und schon am 24. April wird das Paar durch Schleiermacher getraut. Ein besonderer Konsens des Königs war dazu erforderlich, da Adeln noch nicht das fünfzehnte Lebensjahr vollendet hatte. Aber die außergewöhnliche Lage der Dinge, die Gewalt der Umstände, das Drängen der Zeit ließen damals eine so ungesetzlich frühe Schließung der Ehe wohl gerechtfertigt erscheinen. Der König gab daher seine Einwilligung. Die Jungvermählten sahen die Sonne am Himmel ihrer glücklichen Ehe von trüben Wolken arg verfinstert: es waren die denkbar ungünstigsten Zeitverhältnisse; Napoleon war von Elba zurückgekehrt, ein dunkel chaotisches Schicksal, ein neuer fürchtbarer Krieg stand unmittelbar nahe bevor. Jedermann mußte in kurzem wieder ins Feld. . . Wenn das junge Weib den Geliebten im Kampfe verlieren sollte. . . So möchten sie denn einander vorher wenigstens ganz angehört, das Süßeste des Daseins gekostet haben.

„Wenn er bliebe, es wäre mehr als fürchtbar.“ In banger Sorge zerwühlt das Herz der bekümmerten Mutter der ernste Gedanke, „daß der Tod das Blut und die Lust des Lebens und den Becher übersäumender Freude liebt.“ — Schmerzen und immer Schmerzen: „Es ist keine Freude auf Erden, keine, der nicht die tiefste Wehmut beigemischt wäre. Das muß auch so sein, das ist das Band, woran der Himmel uns hält und leise uns zu sich zieht“. . .



6. Kapitel

„Es ist nun der volle Genuß der Reise,
des erprüften Charakters . . .“

Am 7. März 1815 hatte die Kunde der Rückkehr Napoleons von Elba Wien erreicht und die Verhandlungen der verbündeten Mächte über das europäische Friedenswert vorzeitig abgebrochen. Vortrefflich! meinte Humboldt, als er die Botschaft vernahm; das gebe Bewegung. Caroline pflichtet ihm bei. Das sei nun gewiß die große Krise, deren es noch bedürfe, um Deutschland zu reinigen, nun endlich würden die Besinnungen gewogen, die Menschen gesichtet werden. Ende Juni — die Nachricht von dem endgültigen Siege der Verbündeten bei Belle-Alliance erreichte ihn bereits unterwegs — begibt sich Humboldt über Berlin, wo er wenige Tage des Wiedersehens mit der Gattin genießt, nach Paris, in das die siegreichen Heere inzwischen ihren Einzug gehalten haben. — Die Hoffnungen, welche die Gatten und mit ihnen so viele andere gute Patrioten an die Kämpfe der Hundert Tage geknüpft hatten, fanden jedoch keine Erfüllung. Die Napoleonische Weltmacht war vernichtet; der Kaiser selbst abermals und diesmal unwiderruflich entthront und nach St. Helena in die Verbannung geschickt. Damit hatten aber auch die gemeinsamen Interessen der Alliierten, ihre Zusammenarbeit ein Ende erreicht. In kleinlichem Partikularismus suchte Osterreich vor

allem jedes Wachstum des preußischen Ansehens zu verhindern; es wollte nicht einsehen, daß es sich nicht um Preußen, sondern um Deutschland handle; England und Rußland ihrerseits, von unverständigem Egoismus geleitet, fanden sich gleichfalls in dem Bestreben zusammen, die berechtigten und wohlverdienten Forderungen des preußischen Staates empfindlich zu stören und einzuschränken.

Auch jetzt wieder muß Humboldt die Vorwürfe, die sich an seine Tätigkeit bei den Verhandlungen im zweiten Pariser Frieden knüpfen, nachdrücklich und energisch von sich weisen. Von den Schwierigkeiten der Diplomatie habe das Publikum keine Ahnung; als ob es so leicht wäre, das an sich einfach Vernünftige, wie es dem gesunden Menschenverstande entspricht, auch wirklich durchzusetzen! Wieder betont er den übertriebenen Erwartungen der ohne Kenntnis schnatternden Menge gegenüber die natürliche Lage. Aber, und das ist das Traurige, wenn man die Geschichte jener Zeit überblickt: es gilt nicht nur die äußere Begnerschaft in der Diplomatie der Alliierten zu bekämpfen — die eigentliche und größte Gefahr, was weit schlimmer, droht von dem Feind im Innern, den trostlosen Zuständen des Vaterlandes selbst. Die Regierung sei säumig und das Volk werde Forderungen stellen, hatte Humboldt vorlängst prophezeit. Dies traf nun ein. Das Volk war in blutigen Schlachten und Siegen zum Bewußtsein seiner Kräfte und — seiner Rechte erwacht: es verlangte Teilnahme an der Regierung, Selbstverwaltung der Kommunen. Dagegen begannen sich in Preußen die ersten Symptome der Reaktion zu zeigen. Echter Patriotismus,

selbstlose Opferfreudigkeit, außerordentliche Leistungen wurden zurückgesetzt zu Gunsten infamer Schmähungen und feiler Verleumdung. Die Ruhe ist aus dem Leben der Einzelnen, wie der Gesamtheit gewichen, wie schwere Bewitterluft lastet der Druck der Übergangszeit auf allen Gemütern: „Die Achtung Preußens sinkt auf eine furchtbare Weise . . . Das Schlechte ist in vollem Siegen und wird bald übermütig im Triumph werden.“

Carolinens Seele blutet in Schmerz und in Scham. Sei es nicht trostlos, wie wenig sparsame Blüten von der herrlichen Knospenfülle der Freiheitskriege zur Reife gelangt wären, wie geringe Nachwirkungen die glänzenden Schlachten von 1813 gezeitigt hätten! Die Jahrestage von Leipzig gehen vorüber ohne alles öffentliche Erinnern, ohne Feste und Dankgebet. Wo bleibe da die Gerechtigkeit gegen das Volk — „das Volk, des man bedarf, ohne das man in letzter Instanz eigentlich nie das Große ausführt.“ Keine liberale Idee kommt auf; alles, was noch vor kurzem die Gemüter bewegt und entzündet hat, ist nun beinahe ein Gegenstand des Spottes geworden. Dem trefflichen Bneisenau, dem tapferen Helden, habe man undankbar genug seine Entlassung gegeben. Die Leute seien dadurch wie vor den Kopf gestoßen, das Militär außer sich. Da fordert sie den Gatten auf, nun erst recht fest auf seinem Posten zu stehen; hier gelte es, wie in den Schlachtreihen, über die Gefallenen hinweg sich näher aneinander anzuschließen, alle Gutgesinnten müßten zusammenhalten, daß keine Lücke entstehe, durch die der Feind eindringen könnte. Nun vollends die Geschichte mit Schmalz; die sehe allem

übrigen die Krone auf. Sie ergeht sich in bitteren Klagen, daß diesem erbärmlichen Gesellen — er war Professor der Rechts- und Staatswissenschaften an der neu gegründeten Berliner Universität — für seine Schmähschriften gegen das neue Deutschland vom Könige der Rote Adlerorden verliehen worden sei. Der Minister des Innern, von Schuckmann, habe den Verfasser für sein Pamphlet umarmt, Graf Zichy, der Gesandte Oesterreichs in Berlin, in seiner Dummheit versichert, erst jetzt könne er seinem Kaiser für die Besinnungen des Königs einstehen. Kurz, diese elende, miserable Sudelei habe den größten Effekt erregt, Triumph bei den Bornierten und Schlechtgesinnten, reinstes Bedauern bei allen besseren Elementen; das im Anschluß an die Schmalzische Schrift erlassene Verbot geheimer Verbindungen erwecke den traurigsten Eindruck.

Es geschehen unglaubliche Dinge. Auch Caroline kann der Regierung den Vorwurf nicht ersparen, daß wirklich hervorragende Männer gewaltsam niedergehalten, andere, die geradezu Auswurf sind, in die Regierung berufen und mit hohen, verantwortungsvollen Ämtern betraut werden. Welch häßliche Beurteilung müsse da Preußen von außen erfahren; alles, was seine staatliche Größe, die Größe der Begebenheiten, das Gewicht der glorreichen Armeen so mühsam erworben, so teuer mit Menschenleben erkaufte, sei nun dahin, spurlos und ohne Nutzen zugrunde gerichtet: „Es gibt ein Gefühl der Würde, was man nie beiseite setzen muß. Indem der Staat es tut, kränkt er auch tief die Individuen, die alle ihre Kräfte für ihn aufwenden, und lähmt dadurch die moralische Kraft der

Besseren.“ Eine Partei sei am Werk, die alles Erhabene und Schöne, alle wahre Leistung gewaltsam zurückdränge, die sich nicht scheue, dem persönlichen Interesse selbst das unbestreitbare Verdienst des anderen unterzuordnen. Auch gegen ihren Gatten richte sie den Klatsch, flüstere dem Könige ein, sein Ehrgeiz sei unersättlich, er wolle zu hoch hinaus. Freilich gebe es auch noch Männer von gerader, aufrechter Haltung, doch der König schenke ihnen nicht das geringste Gehör. Da ist ein junger Leutnant Plewe, der bei der Garde steht. Der kommt vom Urlaub zurück und meldet sich vorschriftsgemäß als Offizier der Garde bei seinem obersten Kriegsherrn. Der nimmt den Rapport entgegen; im Anschluß daran wirft er hin: „wie es gehe.“ Da reißt Plewe die Hacken zusammen, voll blickt er den König an: „Schlecht“. Auf die Frage, wie das zu verstehen sei, erwidert der kühne, unerschrockene Leutnant: „Euer Majestät sind nicht so bedient, sind bis auf wenige Ausnahmen nicht so vertreten, wie Sie es zu sein verdienen.“ Zu näherer Begründung aufgefordert, läßt er sich eingehend und freimütig darüber aus, wie der königliche Name mißbraucht werde, wie man alles tue, das Versprochene nicht zu halten. Er rede die lautere Wahrheit und wolle mit seinem Namen und seiner Persönlichkeit für alles einstehen. Der König hat ihn ruhig ausreden lassen; nun erwidert er kurz und schneidet damit jede weitere Erörterung ab: „Plewe, Sie sind exaltiert, oder andere Menschen gebrauchen Sie zu ihren Zwecken.“ Ähnlich mag wohl so manches offene und wohlmeinende Gespräch mit

Friedrich Wilhelm damals geendet haben. Der Monarch wollte nicht hören.

Inzwischen sind die Gatten seit Monaten voneinander getrennt; das kurze Wiedersehen in Berlin hat die Sehnsucht nicht gestillt, im Gegentheil, sie verstärkt. Man ist ja nicht immer in gleicher Weise der Sehnsucht fähig, wie man nicht immer das gleiche Vermögen hat, das Eigentümlichste zu umfassen. Aber diesmal ist ihnen, als hätten sie nie so tief nach einander Verlangen getragen, nach dem stillen Glück einer dauernden Wiedervereinigung. Doch wie dem Wunsche Erfüllung geben? Anfangs macht die Unsicherheit der Wege nach den Wirren des Krieges ein Hinüberkommen Carolinens nach Paris zur Unmöglichkeit, später gibt die Krankheit der Tochter Li den entscheidenden Hinderungsgrund; das arme Mädchen wird von ihrer Migräne übler geplagt, denn je. Den Strapazen einer so weiten, überaus angreifenden Wagenfahrt kann man sie in dem gegenwärtigen Zustande keinesfalls aussetzen. Und wo sie unterbringen, falls die Mutter sich entschließen wollte, allein zu reisen? Endlich findet sich Rat: Jedermann ist aus dem Felde glücklich und unverfehrt heimgekommen. Er will sich nun mit seinem jungem Weibe einen eigenen Hausstand gründen. Da könnten ja Li und der kleine Hermann nebst dem Hofmeister des Knaben und einem Bedienten ganz gut zu ihnen ziehen; Kostgeld würde man an Adelheid natürlich gern zahlen.

So scheint die Sache aufs Beste geordnet. — Leider hat man die Rechnung ohne das junge Paar gemacht. Sie wollen nicht. Sie möchten lieber allein sein und würden das Zusammen-



Alexander von Humboldt.
Gemälde von Karl von Steuben. In Schloß Tegel.

sein mit den Geschwistern als lästig empfinden. Hedemann ist unglücklich; er erklärt aufs Bündigste, wenn auch in ehrerbietiger Form, der Vorschlag der Eltern, so gerne er ihm beistimmen wolle, passe nicht zu seinen eigenen Intentionen. Seine junge Frau solle für sich Selbständigkeit zu gewinnen suchen, und für ihn sei die wichtigste Aufgabe seines Lebens, sich möglichst innig und eng an sie anzuschließen. Da könne die Gegenwart anderer nur stören. — Die Eltern fügen sich ohne weiteres ins Unvermeidliche. Es liegt in ihrer vornehmen Natur, daß sie die doch etwas selbstisch engherzige Handlungsweise ihrer Kinder nicht nur zu entschuldigen wissen, sondern sie ganz begreiflich finden. Die Quelle der Gründe sei liebenswürdig und gut. August empfinde für Adelheid eben unleugbar eine tiefe Leidenschaft, die seinen übrigen Charakter ganz unterdrücke, seine sonst ritterliche Natur zwingt und gewaltfam beherrsche. Bald scheint denn auch die ganze Angelegenheit vergessen. Aber es scheint nur so. Ein Stachel ist in der Wunde zurückgeblieben. Wenn sie sich erinnern, wie sie selbst gegen ihre Eltern sich verhalten, und wie so ganz anders die Kinder der heutigen Zeit . . .

Es sei doch ums Heiraten jetzt recht komisch bestellt, äußert sich Caroline zu dem Vatten. In kaum vierundzwanzig Stunden hätten die Eheleute eine Selbständigkeit erreicht, wie sie kaum zu begreifen sei. „Ich bin mir bewußt, daß du und ich unendlich, unbeschreiblich mehr Rücksicht gegen meinen Vater und gegen deine Mutter genommen haben, als ich jetzt sehe, daß die Neuvermählten es tun. Und doch waren beide, deine Mutter und mein

Vater von der Art, daß man ihnen von Seiten des Gefühls viel Standhaftigkeit zugetraut hätte.“ Humboldt erwidert, der Unterschied zwischen einst und jetzt sei in der That groß, lasse sich aber sehr kurz auf die Formel zurückführen: „Wir muteten uns mehr zu, sie mehr anderen.“ Eine derartig „kleine“ Umkehr sei allerdings dazu angetan, dem Dasein eine weitentgegengesetzte Richtung zu geben. Ihm sei die Art, wie sie selbst es gewohnt und gepflogen, ja lieber. „Indes können die jetzt Aufgewachsenen auch bei der anderen glücklich sein, und allgemein ist vielleicht ihre Art besser, wenn sie auch manchmal mehr Reibungen macht.“ —

Dieses versöhnende Verstehen ist nur ein Ausfluß seiner ganzen Lebensanschauung, der er schon Jahre vorher so wunderbar tiefen Ausdruck gegeben: „Das aufblühende Leben ist so schön, daß das hinabsteigende willig und von selbst zurücktritt. Schonung und Genuß der Jugend ist für mich immer ein natürlicheres Gefühl gewesen, als Schonung und Genuß des Alters.“ — Ob darin wohl das tiefste Geheimnis aller Elternliebe begründet liegt — in der Freude am werdenden. ? Caroline freilich stimmt hier mit dem Vatten nicht ganz überein; in ihr grollt es noch lange nach. Ihre arglose Seele habe den Plan nach dem Maße der eigenen inneren Liebe gefaßt und beurteilt. Die bloße Möglichkeit einer Ansicht, wie Adels und Jedermann sie geäußert, sei ihr nicht eingefallen. Unter solchen Umständen könne natürlich die Rede gar nicht mehr sein, Caroline und den kleinen Bruder bei der verheirateten Schwester einzuquartieren. Sie habe gegen die leidende Tochter sehr teure Pflichten, die

sie wahrlich nicht weniger treu zu erfüllen gedente, als gegen die anderen Kinder. Gerade in ihrer Kränklichkeit erscheine die Li für andere weniger liebenswürdig; ihr selbst, der Mutter, lege dies nur eine doppelte Pflicht auf: „Also Geduld, mein liebstes Herz . . . alles Entbehren fällt auf uns zurück. . . Laß es uns still tragen. Fürchte auch nicht, daß ich August Bitterkeit zeigen werde. . . Das Leben, je weiter man darin vorschreitet, lehrt einen immer nachsichtiger gegen alle fremde Individualität werden. . . Die erste kleine Aufwallung ist schon überwunden und hat dem Schmerz Raum gemacht, mit dem man sich so gut im Leben vertragen lernt“ . . .

Im November 1815 verläßt Humboldt Paris und geht nach Frankfurt am Main, um an den Verhandlungen des Bundestages teilzunehmen. Auch dieser verläuft wie so vieles, wie alles in jener unseligen Zeit; bald ist er im Munde des Volks zum Gespötte geworden, „ein Gegenstand des Unwillens und der Verzweiflung für jeden Vaterlandsfreund“ (Haym). — Die Verhandlungen ziehen sich über ein Jahr lang hin. Inzwischen bricht Caroline im Mai 1816 von Berlin auf und begibt sich mit den Töchtern Li und Gabriele zunächst nach Karlsbad, um eine Brunnentur zu gebrauchen. Theodor bleibt beim Regiment zurück; Hermann wird derweilen einem Erziehungsinstitut überwiesen. Der Knabe trägt den Abschiedschmerz von der Mutter wie ein Erwachsener, mit größter Fassung und Tapferkeit. Gabriele freilich bemitleidet das Brüderchen aus dem Grund ihres Herzens. Daß es nun so allein bleiben solle! „Adelheid hat August,

Theodor ist es gewohnt, aber Hermann tut mir am meisten leid, weil er keine Frau hat.“

Wieder nimmt Caroline ihren Weg über Burgörner, das die Ankömmlinge bei warmem Wetter und Sonnenschein, prangend im ersten reizenden Frühlingschmuck, sehr freundlich empfängt. Nach kurzem Aufenthalt geht die Reise weiter nach Karlsbad. Hier trifft man neue und doch längst bekannte Persönlichkeiten an; wie in einem Guckkasten, ein ewiges Kommen und Gehen. Der ganze Berliner Kreis findet sich so nach und nach ein. Unter anderen Blücher; er schließt sich eng an Frau von Humboldt und die Ihrigen an. Dem grimmen, wegen seiner Barschheit berüchtigten Haubegen hat die liebliche Gabriele es angetan. Auf einem Spaziergange en grand Cercle ernennt er sie zu seiner Entelnichte und produziert die kleine nièce fortan vor der ganzen Welt. Er droht, er werde sie eines schönen Tages entführen. Indes unterzieht sich Caroline der Brunnenkur nach den im wesentlichen noch heute vorgeschriebenen Formen. Nach dreistündiger Frühpromenade, gegen 9 Uhr, kommt man nach Hause und „fällt mit dem ausgespülten Magen wie eine matte Fliege aufs Frühstück“. — Nach Beendigung der Kur eilt Caroline zu dem über ein Jahr von ihr getrennten Gatten nach Frankfurt am Main.

Groß ist die Freude des Wiedersehens; heimisch und harmonisch mutet das Glück ihres innigen Zusammenlebens an, das mit strahlender Heiterkeit die Tage vom Morgen bis zum Abend ganz erfüllt. Nach der vorangegangenen langen und bitteren Trennungszeit kosten sie es in doppelter Fülle und Tiefe aus. Fern voneinander ist ihnen

ja alles genommen, was sie so unendlich beseligt, so unbeschreiblich mit Trost und Zuversicht stimmt. Die nun folgenden Monate vergehen ihnen so einzig süß, daß man, wie Caroline es ausdrückt, „kaum weiß, was man dem Schicksal noch für eine Gunst abfehen soll.“ Mit stets gleicher Zartheit und Sorglichkeit umgibt sie die nimmermüde Liebe des Gatten. Für ihn ist sie ja in all sein Denken und Sein so innig verwoben, daß er ohne die Gewißheit ihrer Liebe nicht leben kann. Und er ist überzeugt, daß auch sie mit ihm am glücklichsten ist. Im Verhältnis mit ihren Kindern sei sie die Gebende; „wenn du mit mir bist, ist doch gewiß nur einer, der ganz für dich lebt und nichts anderes wünscht und will.“ In so vielem, was in ihr sei, in allem Legten des Empfindens könne doch er allein sie verstehen und ihr begegnen. Niemand versteht mich wie du, bestätigt Caroline. Auch ihr ist es unnennbare Wonne, im traulichen Zwiegespräch mit dem Gatten sich rückhaltlos zu offenbaren, ihr ganzes Gemüt gegen ihn auszusprechen, „ich möchte sagen — austauschen zu können“.

In dem unverdienten, unerworbenen Glück, das durch die reine Güte und Liebe eines gleichgesinnten Wesens über ihn gekommen ist, will Humboldt alles andere gern und leichten Herzens entbehren. In immer gleich lieber Gegenwart umschwebt ihn der Gattin Bild — eine Zuflucht und Sicherheit überall und in allen Dingen: „Denn wirklich ein Leitstern bist du mir immer in allen wichtigen Momenten, auch meines öffentlichen Lebens, gewesen“ . . . „Ich weiß, daß man dir sicher, sicherer, als einem Stern auf dem Meere, folgen kann.“ Wenn er etwas an

sich schätze, so sei es, daß er dies auch immer klar erkannt und dankbar empfunden, sie schlechterdings und unbedingt zur Führerin sich erkoren habe, „und daß ich zugleich wußte, wie man solcher Führung folgen muß.“ Es liege in den Frauen viel ursprünglicher etwas tief Göttliches, als in den Männern. Wie konnte der hochgesinnte Mann auch anders urteilen, der alle erhabenen Frauentugenden in der Frau verkörpert sah, die mit ihm durch das Leben ging. Caroline steht in der Tat auf der Höhe des Weibtums und der vollendeten Menschlichkeit, wo das Ideale und das Wirkliche, das Geistige und das Körperliche in unbegreiflicher Weise verschmelzen. Fünfundzwanzig Jahre sind die Gatten nun miteinander verheiratet, und die Jahre haben nur gegeben, statt zu nehmen. Der heilige Brand, in dem ihre Seelen am Tage der Hochzeit erglühten, ist nicht gesunken. In innerer Jugend haben sie alle Zeit das Feuer unterhalten und bewahrt. Aber wie ganz anders geartet ist doch ihre Liebe als die, welche die Mehrzahl der Menschen kennt: „Sie steht über ihr, wie das mildausströmende Licht des Himmels über dem Licht irdischer Flammen. Ach, sie zieht auch dahin, wo Licht und Liebe gewiß eins werden.“ „Gebete und Liebe“ sind ja doch „eins“. Als Gleichgesinnte und wie aus Gott gewollter Übereinstimmung sind sie zusammengefügt, jeder in voller Eigentümlichkeit des eigenen Wesens, in der Freiheit der eigenen Entwicklung. „Es ist nun der volle Genuß der Reife, des erprüften Charakters“.

Eine ungetrübt sonnige Zeit. Das Glück der Eltern wird ergänzt und verschönt durch das ihrer

Kinder: Am 30. Oktober 1816 verlobt sich Gabriele, erst vierzehnjährig, mit dem Legationssekretär ihres Vaters, Heinrich von Bülow. In der taufriichen Liebe des jungen Paares sehen Wilhelm und Caroline die Wiederkehr, die verklärende Auferstehung ihres eigenen Herzensfrühlings. Die beiden Menschenkinder erschienen in der That wie für einander geschaffen. Heinrich von Bülow, ein Mecklenburger, war damals fünfundzwanzig Jahre alt. Er hatte eine ähnlich freudlose und eintönig traurige Jugend verlebt, wie die nunmehrigen Schwiegereltern Humboldt und Caroline. Die Mutter war ihm früh entzissen; die zweite Gattin des Vaters, eine zwar wohlmeinend rechtschaffene Frau, aber ohne seelische Wärme und Tiefe des Gemüts. Der Vater selbst — ganz wie der alte Dacheröden: förmlich und kühl, von gemessener Höflichkeit, erstarrt und vertrocknet im zähen Festhalten an inhaltleeren Formen und Titeln. Dabei eine imposante Erscheinung, von vornehmem Auftreten, das Urbild eines mecklenburgischen Edelmannes. Selbst auf Napoleon hatte er nicht verfehlt, Eindruck zu machen. „Ich kann Euch,“ sagte der Kaiser zu seinen Marschällen und Generälen mit Bezug auf den alten von Bülow, „zu Königen machen, aber nicht zu mecklenburgischen Edelleuten.“ — Humboldt kann vor der Gattin von dem künftigen Schwiegersohn nicht Rühmens genug machen. Heinrich sei verständig, kenntnisreich, unendlich fleißig und willig; er sei ihm überaus lieb und sehr brauchbar. „Ich lache oft in mir, daß ich ihn eigentlich zum Manne für Gabriele bestimme. Du wirst nun sehen, daß das geschieht.“ So hatte er schon vor Monaten, ehe

Heinrich und Gabriele einander überhaupt kennen gelernt hatten, prophezeit. Bülow lache so gern; er habe eine solche Gabe zu lachen, daß er bei der geringsten Gelegenheit, wenn er nicht losbrechen dürfe, innerlich fast ersticke. Das werde Gabriele gewiß amüsieren. Insofern, erwidert die Mutter, könnten die beiden gar wohl ein köstliches Duo abgeben. Das war nun eingetroffen.

Nach Schluß des Bundestages im Januar 1817 reisen die Gatten gemeinsam nach Berlin. Auf der Durchreise in Weimar besuchen sie Goethe, den Caroline freilich bedeutend gealtert findet. Sonst aber ist er wie früher; besonders im Gespräche mit Humboldt taut er auf, wird wieder munterer und aufgelegter, so daß er sogar seinen „Divan“ den Gästen vollständig vorliest: „Wirklich die ganze Fülle, die ganze Frische kräftiger Jugend flammt in den Gedichten noch einmal und auf eine bewundernswürdige Weise auf.“ — In Berlin erwarten Humboldt neue Geschäfte in dem soeben einberufenen Staatsrat. Das ist eine Auszeichnung. Gleichzeitig erhält er vom Könige in dankbarer Anerkennung seiner hochbewerteten Dienste als Dotation die Herrschaft Ottmachau im Fürstentum Neiße zugewiesen. Ein anmutiges Fleckchen Erde. Das Städtchen selbst liegt auf einem Hügel von nicht unbeträchtlicher Höhe, dessen Gipfel das Schloß krönt. Von der Plattform aus genießt man den herrlichsten, großartig schönsten Rundblick: Der ganze Kreis der Grenzgebirge zwischen Schlesien und Böhmen, davor die Ebene, üppig und grün, mit Aekern, Wiesen und Wäldern, in denen mächtige Eichen ihre Riesenhäupter erheben. Zu Füßen des Schloßberges das in leicht-

geschwungenen Linien sich schlängelnde Band der Reihe.

Wenn Humboldt trotz aller äußeren Zeichen der Anerkennung dennoch nicht auf den Platz gestellt wurde, zu dem seine hohe Befähigung, seine eminente Leistungskraft, die Lauterkeit seines Charakters und seiner Amtsführung ihn berechtigt hätten, so lag die Schuld eben in jener unwürdigen Reaktion, die Männer von aufrichtig vaterlandstreuem Gesinnung nicht aufkommen lassen wollte. Humboldt hatte sich gegen das bestehende Rückschrittssystem wiederholt offen und in gerechter Empörung ausgesprochen, und während andere resignierten, die Fahne der Opposition mitten in das Lager des Feindes vorangetragen. Das hatte ihm die Begnerschaft des Staatskanzlers Hardenberg eingebracht, den seine Schwächen gegen die eigene bessere Einsicht zum willenlos schwankenden Werkzeug schlechter und unsauberer Elemente erniedrigt hatten. Er sah in Humboldt, der „aufgehenden Sonne“, dem „St. Elms-Feuer“, begreiflicherweise den gefährlichsten Nebenbuhler, erkannte gar bald, daß es hier nur zwei Wege gäbe und einer weichen müsse: er selbst oder eben der andere. Er wählte den zweiten. Freilich, auch der ging sich durchaus nicht leicht. Humboldt stand allzusehr in der Gunst des Volkes, als daß man ihn ohne weiteres hätte entlassen können. Vorsichtig mußte man zu Werke gehen. Da gab es gelindere Mittel, die weniger Aufsehen erregten. Statt ihm das längst in Aussicht gestellte Gesandtschafts-Portefeuille für Paris zu übertragen, schob man den unbequemen Rivalen nach London ab. Der Posten war diplomatisch

ohne jede Bedeutung, nicht viel mehr, als, wie Ham es ausdrückt, ein glänzendes Exil, eine gesellschaftliche Verbannung. Die Abwesenheit des Befürchteten konnte man dann zu neuen Intrigen ausnützen, was Hardenberg später auch in ausgiebigster Weise tat. Ende Juli 1817 verläßt Humboldt mit Bülow als Legationssekretär Berlin: „Mein Ruhm ist, da ich Deutschland verlasse, auf dem Zenith.“

Schon seit Mitte April sind die Gatten wieder getrennt. Die unerschöpfliche Liebe, die aufopferungsvollen Pflichten der Mutter haben Caroline aufs neue vom Gatten hinweg und nach Italien entführt. In ihrer Begleitung befinden sich Li, Gabriele, Adol und Hedemann. Immer ernstere, beängstigende Symptome bei der Krankheit der ältesten Tochter hatten die Reise nach dem Süden zur Notwendigkeit gemacht; die anfängliche Migräne war zur schweren Neuralgie vorgeschritten, die fürchtbarsten Gesichtschmerzen plagten das arme Mädchen unausgesetzt Tag und Nacht. Alle erreichbaren Mittel schienen erschöpft, nichts hatte man unterlassen — Hypnose, magnetische Bäder, Phosphorkuren. Man bringe ja jetzt ganz wunderbare Heilmittel zur Anwendung, meinte Humboldt dazu, „ehemals war doch die Sache simpler, wo noch Mama und ein Wiener Tränkchen die Stelle aller Elemente vertrat.“ Vollends das Letzte, das mit den Phosphorhemden, käme ihm geradezu ängstlich vor. Er denke da immer an das Hemd der Deianeira; wenn sich das nun plötzlich entzündete! Ubrigens müsse die Li, besonders des Nachts, ja ganz wunderbar aussehen — leuchte der Körper dann nicht im schönsten Phosphorglanz? —

Nachdem man auf solche Weise alles Mögliche und Unmögliches ohne jeden Erfolg erprobt, rieten die Ärzte zu einem längeren Aufenthalt in Italien und zu Bädern auf Ischia. Die Insel war der Mutter als ein Paradies gerühmt: „Ach, wenn es Caroline wieder herstellt, so soll es mir das gelobte Land sein.“ Ihr Herz ist voll der grenzenlosesten Wehmut über des geliebten Kindes dauernde Leiden: „Warum ihr, ihr, der Schwachen, der ganze volle Kelch bitterer Krankheit!“ Welch eine Fülle an Güte gehöre dazu, wenn der Ei kein Neid, keine Schelmsucht gegen die so unendlich mehr beglückten Geschwister aufkomme; täglich werde sie ihr um der tiefen Liebe ihres Gemüths willen immer teurer und werter. Könnte ich ihr doch mit meinem Leben helfen! Wie sehr der Verlust eines jeden Kindes sie träfe: „Carolinens Verlust würde mich zerstören.“ Humboldt hatte die Gattin in dem freien Wirken der Mutterliebe in keiner Weise beschränkt, sie auch nicht mit einem Wort in eigennütziger Weise zurückzuhalten versucht. Immer wieder ermahnt und ermuntert er sie, das Werk ihrer unermüdeten Zärtlichkeit an dem Kinde zu vollenden: „Du bist die Liebe selbst.“ Und schon der stete, wohlthätige Einfluß dieser Liebe müsse ja den ganzen Seelenzustand des Mädchens in der günstigsten Weise fördern und heben. — Es scheint, als werde das schwere Opfer der Trennung nicht vergebens gebracht: Sobald man über die Alpen ist, bei dem Klange des ersten italienischen Worts, nimmt die Heiterkeit der Patientin auffallend zu, damit zugleich bessert sich das körperliche Allgemeinbefinden, die Gesichtschmerzen setzen völlig aus.

In Gedanken geleitet Humboldt Caroline auf ihrer Reise: „Ach, du bist jetzt mitten unter den Göttern, wo es einem viel schöner heidnisch zumute ist.“ — „Italien grüße ich recht in deiner Seele,“ erwidert sie ihm . . . „Überhaupt ist die Reise eine einzige Erinnerung an dich.“ In alle den Jahren hat die Sehnsucht nach dieser zweiten und eigentlichen Heimat sie nie verlassen; „gleichsam wie überströmt und überstrahlt von dem Zauber jener Natur“ hat sie ihrer Erinnerung gelebt: „Werde ich Rom je wiedersehen und die teuren Gräber meiner Lieben, und die zauberisch beleuchtete Gegend, wenn Berge und Täler und Meer in den Gluthen der Abendsonne erglänzen und eine Klarheit am Himmel sich aufthut, die ich noch nie wo anders gesehen habe? Wie herrlich zeichneten sich die Zypressen von Villa Mellini!“ So hatte Caroline aus Wien im Jahre 1814 geschrieben. Es gäbe doch nur einen schönen Platz in der Welt — Rom. Warum seien Land und Menschen so sehr getrennt? „Mit Deutschen jenes eine schmale, meerumflossene Land bewohnen, das wäre doch der Erdengüter schönstes.“ Nun wächst mit jedem Schritt näher der ewigen Stadt die so lange gewaltsam zurückgedämmte Sehnsucht ins uferlos Ungemessene: „Auf Rom und den Anblick der Berge freue ich mich unaussprechlich.“ Das stille, ernste Rom — wie in den Hafen alles Höheren steure man immer dahin zurück. Ach ja, meint Humboldt, der Anblick Roms und vornehmlich seiner Gebirge werde die Gattin unendlich ergreifen. Sei es doch, als hingen die Schicksale des Lebens, die sich an einen Ort knüpfen, unauflöslich mit den Umrissen seiner Gegend zusammen: „Das ist überall

wahr, und nun in Rom und für uns! Bedenke ja meiner, liebe teure Seele, wenn du den Albaner Berg zuerst siehst.“

Mit wachem Empfinden durchfährt Caroline die wohlbekannte, wundervolle Landschaft. Und alles dünkt ihr so neu, so unvergleichlich schöner als einst. Sie weiß nicht zu sagen, habe sie die Gegend, durch die sie vor nun fünfzehn Jahren gekommen, damals weniger hellen Auges gesehen — jedenfalls fühle sie jetzt ihre Schönheit mit einem Erstaunen, wie nie zuvor. Oder sei es die Sehnsucht, die Reise des Lebens, die ihre Seele also gewandelt und tiefer empfänglich gemacht: „Ich weiß es nicht. . . Vieles, merk ich, dringt mir erst jetzt recht in die Seele, wird erst jetzt so recht von mir verstanden.“ Alle Liebe, die Innigkeit, der kunstverständige Fleiß der großen Maler, ihr inneres Leben, das sie in unsterblichen Werken zur Darstellung gebracht, geht ihr so klar und tief ein, „daß mich eine recht lebendige Ahnung jener Zeit und, wenn ich mich so ausdrücken darf, jener Form der Menschheit übernimmt.“ Die Pracht Venedigs ergreift sie mit neuem Entzücken: Das Wunderbare des Materials, diese Säulen, Verzierungen, Mosaiken, diese kostbaren Fußböden, diese rein harmonische Ordnung und Bestimmung des Ganzen! — Die Baierie in Florenz, die Tribuna mit der Venus von Medici! Raffaels Fornarina, welch ein Bild! Welch ein Gesicht! Nicht eigentlich ideal, nur — „eine unbeschreibliche Natur, eine Anmut, ein Reiz und Leben und Appigkeit der Form“ . . . je länger man es anschauet, desto mehr sehe es einen wieder an.

Am 31. Mai treffen die Reisenden in Rom ein: „Vor einer Stunde bin ich angekommen . . . mit einem Herzen, mit einer Empfindung, daß ich's nicht sagen kann.“ Man ist in der glücklichen Lage, dieselbe Wohnung beziehen zu können, wie einst; tausend lichte und trübe Erinnerungen werden wach in den alten Räumen und erstehen zu neuem Leben. Sie lachen und weinen zugleich und können es kaum begreifen, daß all das wirklich sein soll und nicht nur ein lockender Traum. — Noch am Abend desselben Tages fährt Caroline zum Kapitol und von dort nach dem so teuren Friedhof bei der Cestius-Pyramide. War doch die ganze Reise für sie zugleich eine „Pilgrimschaft nach Wilhelms heiligem Grabe, nach des kleinen Gustav stiller Ruhestätte.“ Der Abend dämmt nach Sonnenuntergang; der Himmel tiefblau und klar — „die Natur gleichsam in stiller Erwartung des aufgehenden Mondes.“ Der Guarda portone öffnet die schon geschlossene Tür; durch die kleine Schmerzenspforte betritt die Mutter den einsamen Ort, an dem so viel Tränen geflossen, wo die Erde des Lebens bitterstes Weh mit grünem Rasen bedeckt. Hoch ragt die Pinie auf Wilhelms Grab, die sie vorlängst als rankes Stämmchen mit eigenen Händen gepflanzt. Nun ist es ein kerzengerader kräftiger Baum, der wie ein Finger emporweist. Er deutet hinauf zu den Berewigten, in einen Himmel des Lichts und der Seligkeit. Wie sie so sanft ruhen. . . Auf keinem Friedhof der Welt, dünkt der Mutter, sei es so heilig, so tief ergreifend, wie hier, so „feierlich still und klar, wie das ewige Leben“. Oft noch geht sie hinaus, es ist der Traum ihres Lebens, an dieser Stätte auch einst begraben

zu sein. Und der Gatte stimmt ihrem Herzenswunsche durchaus bei. Nur das Hinüberschaffen der sterblichen Hülle aus der Heimat wäre nicht schön: „Aber wir müßten da sein und mischten uns dann natürlich mit der Erde. . . Wenn das Schicksal es so machte, setzte es unserm Glück, denn sehr glücklich und begünstigt waren wir doch, den letzten, schönsten Kranz auf.“

Wieder nimmt Caroline fern der öden offiziellen Gesellschaftsphäre das alte ungezwungen harmonische Zusammenleben mit ihren lieben Künstlern auf. Canova hat soeben seine Gruppe „Die drei Grazien“ beendet und arbeitet jetzt an einer großen Figur, der „Religion“, die er dem Papst zum Geschenk machen will und die dann in der Peterkirche zur Aufstellung kommen soll. Leider spreche sich in seinen Werken eine gewisse Flachheit des Lebens aus: er sei stehen geblieben, als Künstler nicht weiter gekommen. — Wie anders Thorwaldsen: Er ist „zu einer schwindlichten Höhe als Künstler gestiegen, und es gelingt ihm jetzt, die Gestalten seines Künstlerfinnes gleichsam wie durch einen Zauberschlag hinzustellen, die Mühe ist überwunden und nichts erinnert mehr beim Anschauen des Werkes, daß es gemacht ist.“ — „Thorwaldsen steht in seiner Kunst auf glanzbestrahlter Höhe.“ Er ist ungeheuer fleißig gewesen, noch mehr im Erfinden, als im Vollenden des Marmors. Sein Alexanderzug (heute in der Villa Carlotta am Comer-See) ist in Gips fertiggestellt. Ein schönerer Fries lasse sich nicht denken! „Meiner Empfindung und Urteil nach das Allervollkommenste, was je in neuerer Zeit gemacht worden. . . Ein Leben, eine Bewegung, eine so tief verstandene

Gruppierung und Entgegenstellung der Figuren.“ Gegenwärtig schafft er an der Restauration der Statuen von Agina — „es ist ordentlich ein Wunder“. Überhaupt seien diese Statuen etwas Einzigartiges, ein Neues, das nie zuvor dagewesen. Unerklärlich erscheine freilich die durchgehende Häßlichkeit der Köpfe: der Mund nach links schief hinaufgezogen, bei allen lächelnd, die Augen klein, dreieckig, der Untertiefer vorgebaut. Die Leiber hingegen von der allervollkommensten Schönheit, mit durchdringender Kenntnis des schönen menschlichen Körpers gebildet; besonders Patroklos: „Es ist etwas Unbeschreibliches in der Gestalt und den Punkten, auf denen sie ruht, und im Leben und der Bewegung, die dadurch hineinkommt.“ — Von Künstlern der jüngeren romantischen Schule weilen zur Zeit in Rom: Overbeck, Veit, Schadow und Peter Cornelius; sie malen gemeinsam die Casa Bartholdy mit der Geschichte des Josef aus (jetzt in Berlin, National-Galerie): „Die Komposition und Ausführung macht unseren deutschen Künstlern Ehre.“ Gerade Preußen dürfe sich der allervorzüglichsten Meister rühmen. Die gewaltige Zeit habe so vieles entwickelt, so vieles gereift. Auch in den Werken der Kunst spreche der schöne Geist des deutschen Gemüts gehaltvoll sich aus.

Anfang Juli geht die Reise weiter über Neapel nach Ischia: Ein kolossaler Berg, im Streit ungeheurer Naturkräfte und vulkanischer Explosionen auseinandergerissen, steigt die Insel aus den Wassern empor. Wie ein Basrelief liegt sie vor einem: „Das Land scheint nur so hergegeben, gleichsam aus Gunst des mächtigen Elements.“ Nun ist der nackte spröde Fels fruchtbar bekleidet — ein einziger

Weinberg, dessen zackige Lavamassen und zertlüftete Klippen in ihrem düsteren Grau zu dem frischen Grün des Weinlaubs und der Saphirblauen Tönung des Meeres eigenartig kontrastieren. Eine üppige Vegetation: Wälder voll blühender Myrten; Granatbäume, Kaktus und Aloe in reizender Verwirrung durcheinander gemengt. Von den Terrassen des Kasinos aus genießt man die wunderbarste, an Abwechslung reichste Fernsicht. Im Hintergrund der Vesuv: „jeden Abend ein herrliches Schauspiel, wenn oben die hohen Feuersäulen brennen und die glühend roten Steine durch die Nacht fliegen, unten das Meer in seiner Tiefe braust und der unendliche Horizont mit tausend und tausend Sternen besät ist.“ Die Nächte sind doch das Schönste. Wenn der Mond über der Spitze des Epomeo emporsteigt, die Konturen des gewaltigen Bergblocks in scharf umrissener Silhouette gegen den klaren Himmel sich abzeichnen und die Milchstraße zwischen Millionen leuchtender Welten dahinzieht, wie ein Strom reinen Lichts . . . alles Geräusch ist verstummt, man hört nur das Branden der Wogen, doch auch sie schlagen in regelmäßigeren Pulsen . . .

Die Quellenbäder erweisen sich als äußerst wirksam gegen Eis Leiden; man verspricht sich vollkommene Heilung. In Rom hatte sie noch qualvolle Schmerzen auszustehen. Die Mutter war nahe am Verzweifeln. Nun geht es besser von Tag zu Tag. Bald sind die Gesichtschmerzen wie weggehaucht. Sie fühlt sich neugeboren, ist ganz eine andere, heiter und froh. Im September ist man wieder in Rom, wo Caroline mit den Kindern — Hedemanns kehren im November nach Deutschland

zurück — das still beschäftigte Leben in beschaulicher Zurückgezogenheit wieder aufnimmt. Am Abend kommen die Künstler zum Besuch; mit einigen von ihnen, so Thorwaldsen, den beiden Schadow und Rauch, der etwas später von Berlin herüber gekommen ist, wohnt sie in einem Hause. Thorwaldsen hat eine neue Statue erschaffen, zu der ihn die Agineten angeregt haben: „Die Hoffnung,“ eine Granatblume in der Rechten, in dem stillen Erwarten, daß ihr die Frucht entkeimen werde; die Linke rafft das Gewand. Ein göttliches Werk: „Wie sie leicht von dem Fußgestell, obgleich sie mit beiden Füßen daraufsteht, einem entgegenzuschweben scheint . . . im höchsten Sinne des Wortes graziös.“ Eine Wiederholung des Bildwerks in Marmor, die der Meister im Auftrage Carolinens anfertigte, befindet sich heute in Tegel. Dann arbeitet Thorwaldsen noch an einem allegorischen Basrelief, das die Geschichte der christlichen Religion darstellt und für den Kronprinzen von Bayern bestimmt ist. Das erste Stück ist vollendet: Die drei Marien und der Engel am Grabe des Herrn, Figuren voll des tiefsten, innigsten Ausdrucks. Der junge Wach, der kürzlich erst eingetroffen, malt sein „Leben der Heiligen Elisabeth“; Cornelius und Overbeck komponieren die Illustrationen zu Dante und Tasso, für die Villa Massimi. Es werden außerordentliche Malereien von korrektester Reinheit, tiefem, sittlichem Sinn. Philipp Veit macht die bedeutendsten Fortschritte: „Zwischen seinem ersten und zweiten Bilde liegen nicht drei Monate, welches der tatsächliche Zwischenraum ist, sondern Jahre.“ —

So vergehen für Mutter und Kinder anderthalb Jahre voll geistiger Anregung in innerem Reichtum und Glück. Betrübt wird der frohe Genuß nur durch die ständige Abwesenheit des Vaters und Vaters, der inzwischen im November 1818 nach Deutschland zurückgekehrt und im Januar des folgenden Jahres ins Ministerium zum Leiter der ständischen und Kommunal-Angelegenheiten berufen ist. Hardenberg hatte sich wohl überzeugt, daß es nicht gut möglich sei, einen Mann von dem Ansehen Humboldts auf einem toten Posten wie London andauernd kalt zu stellen. — Nach der „Rebelinsel“ hatte Caroline, die den letzten Winter über schwer leidend gewesen, weder kommen können noch wollen. Nun aber stand der Wiedervereinigung nichts mehr im Wege. Freilich, der Abschied von Rom wird ihr unendlich schmerzlich, schmerzlicher noch, als vor Jahren. Wohl biete die Stadt für das Dasein des Tages tausendfältige Mängel: „Aber wenn man selbst dem Tage nicht mehr angehört, wenn das innere Leben aufgeht in dem Ewigen, das alles, was da ist, umschließt und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich begreift, dann kann man nirgends reicher leben und enden, als hier.“ . . . „Kommen Sie nicht wieder her,“ schreibt sie in einem Briefe an Friederike Brun, „wenn Sie nicht bleiben können . . . Ich scheide von Rom, wie man vom Leben scheidet.“ Am 2. Mai 1819 bricht sie nach Deutschland auf. In Frankfurt am Main trifft sie mit dem Vatten zusammen, der dort interimistisch beschäftigt ist. Schon nach wenigen Tagen reißt Caroline weiter zum Gebrauch einer Kur nach Ems, begleitet von Li, Gabriele, Hedemanns, sowie

von Theodor und seiner jungen neunzehnjährigen Gemahlin Mathilde, einer geborenen von Heintzen, mit der er sich — während der Abwesenheit der Mutter in Italien —, kaum einundzwanzig Jahre alt, verheiratet hat. Mitte September sieht sich die ganze Familie in Tegel vereint; Humboldt ist schon zwei Monate früher dorthin vorausgereist. Den Winter verlebt man in Berlin.

Mit unbefangenen Vertrauen und mit den besten Hoffnungen hatte Humboldt sein neues Amt angetreten. Bald jedoch mußte er einsehen, daß man sehr wohl Minister sein könne, ohne auf die Verwaltung auch nur den geringsten Einfluß zu haben. Über ein Vierteljahr hielt er sich in Berlin auf, ohne den König auch nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen. Hardenberg hatte ihn konsequent und ohne Strupel aus der Nähe des Monarchen zu verdrängen gewußt, in selbstischem Interesse und zum Schaden des Gesamtwohls den Gegner „unschädlich“ gemacht. Welchen Zweck konnte es für Humboldt noch haben, in seiner amtlichen Stellung zu verbleiben? Nützen konnte er höchstens durch den offenen Beweis, daß er das Doppelspiel seiner Gegner durchschaue, daß er den Niedergang und die willkürliche Unterdrückung aller fortschrittlich freieren Interessen nicht billigen, noch mitmachen könne, mit anderen Worten — durch Demissionieren. Das tat er denn auch. Zusammen mit Männern wie Boyen, Beyme und Grolmann reichte er seine Entlassung ein und erhielt, ebenso wie die anderen, den Abschied bewilligt. Hardenberg stand nun am Ziel: die letzten tauglichen Köpfe waren entfernt, der Reaktion Türen und Tore geöffnet.

Bereits im November 1816, als Humboldt nach London aufs Trockene abgeschoben ward, hatte Carl Laroche an Charlotte von Schiller geschrieben: dahinter stecke etwas. In Berlin erzähle man sich allerhand Nachteiliges über den Freund, darunter viel Dummes: „Er hat allerdings gegen sich, daß er gescheiter ist, als die anderen, und das können sie nicht vertragen — es ist immer unangenehm, jemand um sich zu haben, der mehr Verstand im kleinen Finger hat, als unsereins in einem noch so dicken Kopf.“ Und im Dezember 1818: . . . Das weitere werde sich finden, „wenn man wieder einmal die ernste Notwendigkeit fühlen wird, einen Kopf wie den seinigen benutzen zu müssen.“ Diese ernste Notwendigkeit aber kam nie.



7. Kapitel

„Es ist ein Mensch fertig . . .“

Wir haben Vieles und Großes genossen, wir sind nie von etwas wie von einem Wahn oder Traum zurückgekommen, wir haben gleich das einfache Wahre ergriffen, wir müssen das Ende des Lebens nicht herabsinken lassen.“ So hatte Humboldt 1812 an Caroline geschrieben. . .

Von je war es der Traum und die Sehnsucht der Gatten gewesen, ihr Leben möge in gleicher Weise schließen, wie es begonnen — in der goldenen Stille und Einsamkeit der ersten Jahre ihrer Ehe. Seit der Abreise Humboldts von Rom im Oktober 1808 waren sie mit nur kurzen Unterbrechungen fast dauernd voneinander getrennt. Die ungewiß unruhigen Zeiten der Freiheitskämpfe, seine diplomatischen Missionen hatten Humboldt unausgesetzt zwischen der äußersten Ostsee Preußens, dem Herzen Frankreichs und Wien umhergetrieben, da verbot sich die Familiengemeinschaft mit Gattin und Kindern von selbst. Nur das tiefst gegründete unerschütterliche Bewußtsein der Pflicht gegen das Vaterland hatte ihn bewegen können, auf das Schönste, das Familienglück im Kreise der Seinen, zu verzichten und in einer oft wenig angenehmen, undankbaren Stellung auszuharren. Von vornherein aber war er fest entschlossen, das Opfer seiner Existenz nur

so lange zu bringen, als der Nutzen, den er zu stiften vermöchte, ein derart schmerzliches Aufgeben alles Besten rechtfertigen könne. Dieser Entschluß war nun zur That geworden.

Bern und freiwillig hatte er sich in demselben Augenblick, da seine Amtsführung alle Bedeutung verlor, der Fesseln entledigt; die Muße, deren er nun mit gutem Gewissen genießen durfte, ohne die quälende Mahnung, daß er damit Pflichten versäume, konnte ihm nur willkommen sein. „Ich hätte sehr gern, ehe ich stirbe, einige Jahre bloße Ruhe, reine Abgezogenheit von den irdischen Dingen der Welt. Es ist nicht hübsch, so ins Grab zu taumeln aus allen äußeren Verhältnissen und Verwirrungen . . . es würde mir sein, als hätte meinem Leben etwas gefehlt, wenn ich nicht so eine leere, rein müßige Zeit vor dem Tode gehabt hätte.“ Gerade die letzte schwere Erkrankung der Gattin in Rom hat für den seit lange regen Wunsch nach Entlassung den Ausschlag gegeben. „Ich habe,“ schreibt Humboldt im Juli 1818 mit Bezug auf die Gattin an Caroline von Wolzogen, „mein Leben mit der Idee angefangen, nur mit ihr und in diesem häuslichen Dasein eingeschlossen zu leben. Zeit und Umstände haben es hernach anders gewandt. Und ich bin gegen meinen Willen in vielfach andere Tätigkeit gestoßen worden. . . Das ändert aber den eigentlichen Zweck meines Lebens nicht, das heißt, ich kehre natürlich, so wie ich nur kann, zu ihm zurück. . . Es ist meine geheime Sehnsucht, von jetzt an, so lange es nur noch wahren mag, wieder so vereinzelt auf einander zu leben, als wir es im Beginn getan haben, und wenigstens kann ich das Verlangen

danach nur für etwas Wichtiges und was jenes Verhältnis wenigstens nicht so, wie es in diesen Jahren gewesen ist, gänzlich zerreißt, aufgeben.“

. . . Wenn der Abend sinkt. . . Wie einst in der Frühzeit Burgörner, so wird nun Tegel den Gatten zum traulichen Buonretiro. Gleich einer Dase liegt es in der märkischen Sandwüste, mit anmutig grünen Hügeln, weiten Ausblicken auf das silberklare Becken der Havelseen, in denen kleine Schilfumkränzte und baumbestandene Inseln wie Schiffchen schwimmen. Tausend liebe Jugenderinnerungen knüpfen sich für Humboldt und Caroline an den lieblichen Ort, in dessen mit der Zeit schattig eingewachsenem Park mit seinen wundervollen Kastanien- und Platanen-Alleen fast kein Baum steht, den nicht der Vater oder die Mutter gepflanzt. Das Schloßchen selbst — es ist ein altes Jagdschloß des Großen Kurfürsten — wird umgebaut und erweitert. Mit der Ausführung beauftragt man Schinkel. In kunstsinziger und zugleich zweckmäßiger Weise läßt er die Grundform des Baues im wesentlichen unverändert; er erweitert ihn nur durch Anfügung ziemlich weit vorspringender Flügel. So entsteht ein ideales Landhaus im italienischen Stil, geschmackvoll und würdig zugleich: Ein oblonger Mittelbau, dessen zwei Stockwerke durch ein einfaches Gesims von einander geschieden sind; darüber ein niedriges vielsenstriges Dachgeschloß. An den vier Ecken flankiert von jenen in drei Stockwerke gegliederten Flügelbauten, die sich turmartig erheben und mit einer zeltartigen Bedachung abschließen. Ihren bildnerischen Schmuck erhält die im übrigen ziemlich nüchterne Fassade durch vier Marmorstatuen, Gestalten der antiken

Götter- und Sagenwelt. Über den Fenstern des obersten Stockwerks der Flügeltürme sind die Wände mit plastischen Nachbildungen der Reliefs vom Turm der Winde in Athen bekleidet. Die einfachen, doch sehr wohnlichen Innenräume vereinigen sich harmonisch in einer Art Vestibül des rez-de-chaussée, in dem die aus Rom mitgebrachten Marmorfragmente Aufstellung finden. So wandelt man „unter lauter schönen Gestalten“.

Hier verlebt die Familie den größten Teil des Sommers bis spät in den Herbst hinein, wofern nicht Caroline aus gesundheitlichen Gründen eine Badereise nach Karlsbad oder Tepliz unternimmt. Dann und wann gehen die Gatten auch gemeinsam auf eines ihrer Güter Ottmachau, Auleben oder Burgörner. Ottmachau, in dem weiten, fruchtreichen Tal der Neiße, von einem dreifachen Gebirgsgürtel in imposanter Linie begrenzt, macht mit seinem Gemisch von lieblicher und erhabener Naturschönheit den allergünstigsten Eindruck auf Caroline. Aber Burgörner bindet sie mit noch festeren Banden durch das Bedenken längst vergangener Kindheitstage; manch Stämmchen, das sie mit eigener Hand gepflanzt, ist nun zum starken Baum emporgewachsen; der Berg in der Nähe des Gutes, der früher ganz kahl da stand, ist jetzt aufgeforstet und mit üppiger Schonung bedeckt. — Mit Beginn des Winters erfolgt der Umzug in die Berliner Wohnung am Gensdarmen-Markt gegenüber der Französischen Kirche. Auch hier alle Räume geschmackvoll belebt durch Schöpfungen der Kunst, zugleich Erinnerungen an vergangene genussreiche Jahre. Der grüne Salon — das ist Carolinens Heiligtum. Da hängen die Ori-

ginalmalereien und die Kopien nach berühmten Meistern, die sie in Rom erworben oder von den Künstlern selbst geschenkt erhalten hat. Da grüßen von den Wänden herab die von des früh verstorbenen Schick Meisterhand gemalten Familienporträts. Einen auserlesenen Schmuck bilden dann zwei kostbare Kopien nach Raffael. „Die Krönung der Maria“ die eine. Um den leeren Sarkophag, aus dem Rosen und Lilien sprießen, stehen die Apostel in lebhaft bewegter Gruppe und schauen entzückt zum Himmel empor. Da wird die demütige Mutter Gottes gekrönt. Engel feiern ihre Herrlichkeit mit himmlischer Musik. — Die andere, die „Erscheinung des Propheten Ezechiel“, ist von Wilhelm Wach mit solcher Meisterschaft nachgebildet, daß der Großherzog von Toskana, in dessen Besitz das Original sich befindet (Palazzo Pitti), dieses mit eisernen Klammern in der Mauer befestigen ließ, aus Furcht, man könne Original und Kopie heimlich vertauschen.

Stille Abende am häuslichen Herd. Caroline nimmt an den sprachlichen Studien des Vatten teil, die ihn seit der Befreiung vom Staatsdienst wieder vorwiegend beschäftigen. Nichts bleibt bei ihm nur trodenes Wissen, alles geht durch seine Individualität und in sie über. Er sieht in der Sprache den Schlüssel der Menschheit und weiß ihn mit virtuoser Kunst zu gebrauchen (Hahn). Und Caroline geht überall mit; das Sanskrit besonders fesselt sie ungemein. Alles laufe darin auf Erhöhung der Sinne und Erhebung des Geistes, auf Entsagen und Erringen der inneren Freiheit vom Fleische hinaus. Tief bewegt sie die hohe Poesie

dieser Sprache, ihre ernste Betrachtung des menschlichen Seins. Und wieviel schöner offenbaren sich alle diese Wunder unter der geistvollen Führung des geliebten Vaters. „Wenn ich mir denke,“ schreibt Caroline an ihre Tochter Gabriele, „nur allein des Vaters belebendes Gespräch auf immer zu entbehren, so kommt mir das so traurig vor. Denn er hat eine so vielseitig anregende Gabe, man versteht nicht immer das, wovon die Rede ist, weil es einen einzelnen Zweig des Wissens betrifft, allein immer ist etwas Allgemeines mit berührt, was den Stoff zum Denken gibt, und wenige Menschen üben daher solch einen wohltuenden Einfluß auf einen aus, wie er . . .“

Dazwischen wird Goethe gelesen. Alles erfährt Caroline mit der ihr eigenen Tiefe. Von der „Marienbader Elegie“ erklärt sie, Blühenderes in der Empfindung habe er nie geschaffen: „Ich war tief ergriffen davon, daß solche Blüten auch noch dem scheidenden Dasein entsproßten.“ Wahr, voll der wahrsten Gefühle sei das Gedicht, von einer unbeschreiblichen Vollkommenheit und Fülle des Ausdrucks. „Er war damals zweiundsiebzig Jahre alt! Das finde ich eben göttlich, daß die Flamme nicht wie der Glanz der Jugend verlischt.“ Der „Paria“: diese Legende! Bei der ersten Lektüre wirft man es unwillig fort, nimmt es wieder, tiefer und tiefer wühlt es sich in das Herz hinein: „Ich habe unendlich dabei geweint und lese es mit Schauer und Bewunderung . . . Es hat mir ein Fieber gemacht.“ — In dieses stille und doch so überreiche Geistesleben bringt nicht unerwünschte Abwechslung die Ankunft Bruder Alexanders in

Berlin. Noch immer hat er seine kleinen Schwächen und Eitelkeiten nicht ganz von sich abgestreift, aber sie sind liebenswürdiger, wohlthuender, „brillanter“ geworden. Von seinen Vorlesungen gibt Caroline ein überaus klares Bild. Sie erfreuen sich bald des lebhaftesten Zulaufs. Übersichtlich und auch dem Verständnis des gebildeten Laien leicht faßlich berührt er die Resultate und Entdeckungen seines angestrengt fleißigen Forschens, die Entwicklung der Wahrnehmungen und Beobachtungen, den Fortschritt und das Ahnen des menschlichen Geistes im Lauf der Jahrhunderte. In großartiger Einfachheit weiß er die Umrisse seines kolossalen Gegenstandes klar hinzulegen, ein vollkommen anschauliches Bild des ganzen Naturgemäldes zu entwerfen, der Beziehungen unserer Erde und des Planetensystems zu dem unermeßlichen Weltraum.

Mit ihrem beweglichen Natur- und Landschaftsempfinden wendet Caroline, von diesen Vorlesungen angeregt, ihr ganzes Interesse der Erdkunde zu, und wiederum ist es der Gatte, der sie auch in den stillen Gang der Gestirne und in die Zauberwelt des nächtlichen Firmaments einweihet. Welch erhabener Anblick, wenn bei unbedeckt reinem Himmel der Mond und die Sterne, alles sich neigend gen Mittag, gleichsam ein Weltenchor, herauf- und herabsteigen! Ganze Nächte durch bleiben die Gatten wach und lauschen den sanften Harmonien, dem melodischen Reigen der Sphären. Da empfindet Caroline innig und starrt sich eins mit dem All, „ein Atom des unendlichen Quells allen Lebens“, und beugt sich voll Andacht dem ewig verborgenen Walten einer unerforschlichen Liebesmacht: „Ich bin

wie berauscht gewesen von dem Anblick — ich meine, ich hätte nie einen prächtigeren Anblick gesehen, und habe eine Empfindung dabei gehabt, wie noch nie in meinem Leben. Mir war oft, oft in den einsam halbdurchwachten Nächten, denn die Sterne lassen mir keine Ruhe, als zöge eine äußere Gewalt an meinem innersten Dasein.“

Das ist Religion. Im Vertrauen auf den, der jedes Schicksal, das uns hienieden betrifft, in ewig gleicher Hand hält und trägt, hat ihre Seele Freude und Zuversicht, Frieden und Ruhe erlangt. Es gibt ja einen gütigen Vater über dem Sternenzelt, der für alle sorgt, die leben und sind, zu dem wir zurückwallen. Die Gewißheit seiner allerbarmenden Liebe hat sie durchdrungen in tröstlich milder Verheißung: „Betrost — das Leben schreitet zum ewigen Leben hin.“ Gott ist die Liebe, die einzige, die dem irdischen Dasein keine Schmerzen und kein Entsagen bringt: „O, möge mein Herz sie immer glühender erfassen.“ In ewigem Wechsel, denn bleibend ist nichts, rückt alles vor — vor und endlich hinaus aus der Welt. Wohin? Ach, näher dem Urquell zu. Die Jahre gehen, eins reiht sich still und ernst dem anderen an, bald vielleicht ist man am Ziel . . . Wie Gott will! . . .

In all diesem innig befriedigten Dasein lebt ungeschwächt fort die Erinnerung an Italien und die Wunder Roms. An besonders heiteren und warmen Tagen, wie sie dem rauhen Norden nur selten beschieden sind, kann Caroline sich nie des sehnsuchtsvollen Gedankens erwehren, wie das Albanergebirge nun wohl strahlen möge im Glanz

der reineren Luft, wie die Ebene zwischen den Bergen und der Kette der Appenninen. Nur mit Mühe, mit der äußersten Kraft der Selbstüberwindung vermag sie sich von diesem innerlich so klar ersichtlichen Bilde loszureißen, den Blick heimwärts zu wenden, von dieser seligen Ferne zurück in die nordische Wirklichkeit. Dort unten in fremder und doch so heimatlich lieber Erde ruhen die Gebeine der teuren Kinder; von der Pinie auf Wilhelms Grab, über das die inhaltreiche, die schicksalsschwangere Zeit hinweggestürmt, erhält die Mutter die ersten Früchte gesandt. Da bricht ihre südliche Natur ungehemmt hindurch: „Nur mit dem Leben kann die unauslöschliche Sehnsucht nach jenem Himmel, nach jener großartigen Stille und Einsamkeit in mir aufhören . . . Wie in eine teure Heimat kehrt man nach Rom zurück, von dem ich nie mich trennen möchte.“

Warum denn verwirklichen nicht die Gatten den beiderseitigen Herzenswunsch ihres Alters und wandern zu der Stätte, zu der es sie mit allen Fibern ihres Wesens zieht? Stärkere Bande, als die der Sehnsucht nach dem reifen Sonnenland, halten sie in der Heimat zurück: Die Kinder. Von diesen weilen nur noch zwei im elterlichen Hause, Hermann und Caroline. Der „kleine“ Hermann ist nun auch schon groß geworden; er besucht das Gymnasium, ist fleißig und gut. Die Li ist unverehelicht geblieben: „Keine meiner Töchter würde ich mit mehr Schmerz von mir lassen, als gerade sie.“ Und doch peinigt die Mutter oft der Gedanke, daß sie selbst dem Mädchen wegsterben könne und ja auch einmal gewiß wegsterben werde.

Dann wäre die Li doch sehr allein und vereinsamt. Sie liebe wohl auch herzlich den Vater; aber „so leben mit ihm, wie mit mir?“ . . . Bern brächte die Mutter darum auch das große Opfer der Trennung, wäre es nur zu des Mädchens Glück, daß sie in der Gemeinschaft mit einem geliebten Manne den Halt und die Stütze fände, deren sie einst bedarf. Denn wenn ihr einmal auch der Vater fehlte: „Mir wird sehr wehe sein. Doch der, der alles lenkt und hält, wird auch sie nicht verlassen.“ — Die Li hat nicht geheiratet. Ihr ganzes Leben war und blieb ein stetes liebevolles Bemühen, zunächst um die Mutter und später nach deren Heimgang um den verlassenen Vater; einen Schatz an Treue hat sie offenbart: „Caroline und ihre treue Liebe,“ schreibt die Mutter einmal, „umgeben mich, wie der Efeu die Ulme.“ Ein schönes Mutterwort, ein goldener Lohn für die Tochter zum Vermächtnis.

Aber auch die anderen, die nicht mehr im Hause sind, leben doch in erreichbarer Ferne. Sie kommen gelegentlich zum Besuch nach Berlin hinüber, oder auch die Eltern reisen zu ihnen. Hedemann ist zu den Schwarzen Husaren in Schlesien abkommandiert, die in Herrnhut liegen, und hat sich im Januar 1822 dorthin begeben. Adol ist ihm einen Monat später gefolgt; die Trennung war schmerzlich und schwer, für die ganze Familie bedeutete sie einen bitteren Verlust: „Sie brachte Freude und froheres Leben in unsern engeren Kreis. Sie ist bei weitem die Heiterste von uns allen, und sie scheidet.“ Das Losreißen der Kinder, die Gründung ihres eigenen Heims, ihrer eigenen Verhältnisse — wie man es überlebt?

„Darum, weil die Liebe größer ist, als die Lust am eigenen Genuß, weil es für die Liebe keinen anderen Genuß gibt, als den, das Geliebte glücklich und befriedigt und erfüllt im innersten Gemüt zu sehen.“ Adcl fühlt sich wenigstens glücklich unter den veränderten Verhältnissen, bald ist sie in der neuen Umgebung heimisch geworden. Um ihrer anspruchlosen Natürlichkeit willen, des allzeit fröhlichen Sinnes wird sie überall, wo immer sie nur erscheint, schnell geliebt; aller Herzen fliegen ihr zu. Eigentlich hübsch, wie sie als Mädchen gewesen, ist sie nicht mehr. Das Gesicht hat sich etwas zu sehr in die Länge gezogen; doch wirkt es freundlich, ungeschuldvoll lieb. „Der Wuchs ist einer der vollkommensten, die ich je gesehen.“ Besonders zu Pferde nimmt sich die Adcl gar wunderlieblich aus. Nach Karl Laroche: „Ein gar sehr zulebendes, liebes Frauen.“ Das einzige, was ihr am vollen Maße des Glückes fehlt, ist die Mutterchaft. Kindersegen bleibt ihrer Ehe versagt.

Theodors Regiment steht am Rhein, zunächst in Trier, dann in Düsseldorf; später erfolgt seine Verlegung nach Breslau. Er hat den Eltern vielerlei Sorgen gemacht, ist bizarr, doch im Grunde gut, von viel Verstand und mehr Weichheit, als er gern merken läßt. Seine Gattin Mathilde: „ein wahrer Engel an Charakter“, der ihn immer zu seinem eigenen Besten leitet und trägt. Sie ist groß und schwächlich, von anziehender Schönheit, und, was vielleicht mehr, gerade von der Schönheit, die auch gefällt. Ihre Gestalt könnte voller sein, doch hat sie überaus wohlgeformte zarte Arme und Hände. Ein reizender Kopf: die Stirn gewölbt und frei,

Mund und Kinn von den lieblichsten Linien. „Der Ausdruck ihrer Züge ist zugleich fein und sanft. Das ist sie auch in der That, äußerst angenehm im Umgang, immer heiter, fein beobachtend, gutmütig und voll leichten Scherzes froher Jugendlichkeit.“ Leider ist ihre Gesundheit nicht eben gefestigt. Besonders seit ihrer Schwangerschaft — sie hat Caroline mit einem lieben Enkel erfreut, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt — tränkelt sie viel. Natürlich hat auch ihre hohe Schönheit darunter gelitten, doch spiegelt sich in dem seelenvollen Gesicht doppelt seitdem die Schönheit ihres reinen Gemüts wieder.

Gabriele: Karl Caroché nennt sie gar hübsch ein „warmklimatiges Gemüt“. Sie ist mit Bülow nach dessen Rückkehr aus London — dreieinhalb Jahre waren die Verlobten getrennt gewesen — am 10. Januar 1821 durch Schleiernmacher getraut worden. Damit hat auch sie das Haus der Eltern verlassen. Aber sie sucht der Mutter die Trennung nach Möglichkeit zu erleichtern. Alle Tage kommt sie zum Besuch, bleibt wohl den Abend zum Essen oder begleitet sie auf Spaziergängen und Besorgungen. Und wenn Caroline gleichwohl ein Lehtes in der Gemeinschaft mit ihrem Kinde nun fehlt, so ergibt sie sich doch, denn: „Sie ist glücklich, sie ist geliebt und liebt.“ Sie zählt erst achtzehn Jahre, ist morgenfrisch und unberührt. Ihr Gesichtchen von dem rührendsten Ausdruck, der Mund purpurn; zwei Reihen weißer Perlenzähnen blitzen darin. Die Augen — es gibt wohl auch schönere — tiefere, liebendere nicht. Ein Jahr später bereits wird die neunzehnjährige Mutter nach schwerem Wochenbett von einem niedlich

kleinen Mädchen entbunden: „Ach Gott, es gibt keinen rührenderen Anblick, als sie zu sehen. Sie ist so jung, — allein im Bettchen sieht sie aus wie ein Kind von zehn, zwölf Jahren. Und nun das Kindchen an ihrer Brust. Ich kann sie nicht ohne Tränen betrachten.“ Das Kleine ist derb und schwer. Wieder zwei Jahre darauf schenkt Gabriele einer zweiten Tochter das Leben, einem starken, freundlichen Kinde: „So gibt's denn wieder ein solches Schwesternpaar, im Alter ungefähr dieselbe Verschiedenheit wie zwischen ihr und ihrer Schwester Adelheid.“ Die kleine kindliche „Mama Gabriele“! Die Leute auf den Gütern in Schlesien wollen es, als sie zum erstenmal zu Besuch nach Ottmachau kommt, gar nicht glauben, daß sie schon Mutter ist. Sie halten sie für ein vierzehnjähriges Mädchen und schlagen die Hände über dem Kopf zusammen. Schon im Februar 1826 wird aber Caroline durch die kleine tapfere Mama zum dritten Male Großmutter. Wieder ist es ein Mädchen, ein rundes, dickes Kindchen.

Und die gute Großmama durchlebt mit und in ihren Enkelkindern noch einmal alle Freuden und Leiden der Kinder- und Jugendzeit. Unter ihren Augen wachsen sie heran, werden „groß, kugelrund“. Dann kommen die ersten Zähne, quält der Keuchhusten, fesseln mehr oder weniger schwere Kinderkrankheiten die Kleinen an das Bett. Großmütterchen ist immer da, den unvermeidlichen Strickstrumpf in Händen; man hört beständig die Nadeln klappern. Wie rührend ihr schlichtes Bekenntnis: „Ich habe die Zeit her beinahe nichts getan, als Kinderstrümpfchen gestrickt und meinen Gedanken freien

Lauf gelassen.“ Der in stetem Entfagen und Opfern unerschöpfliche Born der mütterlichen Liebe quillt aufs Neue. Voll froher Wehmut erinnert sie sich der Wonnen der eigenen Mutterschaft: „Etwas Schöneres, als ein gesundes, wohliges Kind gibt's in der Schöpfung nicht.“ Welch süßer Lohn, das Kind des eigenen Lebens mit dem eigenen Blute zu nähren! Und gibt es wohl etwas Niedlicheres als ein Kindermäulchen, wenn die ersten Zähnen hervorbrechen und sich auf einmal in dem kleinen Mündchen finden: „Man möchte gar nicht aufhören zu küssen. Und doch finde ich's eine schreckliche Indiskretion, die Kinder viel zu küssen. Ich kann's ebenso wenig leiden, als ichs leiden kann, wenn man ungeschickt an einer Blume riecht. Aber mit den Augen, da küsse ich die Holden.“ Wie unendlich viel besser hat die Natur es mit den Frauen, als mit den Männern gemeint: „Alle Tiefen des Lebens in Schmerz und Freude hat sie dem Mutterherzen erschlossen“. . . „Die Frau, die den liebt, dem sie angehört, die muß, die kann nicht anders, als wünschen, sein Leben, seine Liebe unter dem Herzen zu tragen, zu hegen und, wenn die Stunde gekommen ist, dem Licht zu geben. Und sollte sie wissen, daß diese Stunde die letzte ihres Lebens sein werde. Wer hat die Liebe, wer die Sehnsucht ergründet? Still. . .“

Während der letzten Jahre hat Caroline wiederholt unter gichtischen Beschwerden zu leiden gehabt. Das ganze Nervensystem ist erschüttert und angegriffen. Den Weihnachtsabend 1824 verbringt sie im Bett, von heftigen Brustkrämpfen gequält. Den ganzen Tag über kann sie vor Mattigkeit weder reden, noch gehen: „Aber in mir gingen viel

frohe Weihnachtszimmer vorüber, und meinen Kindern und Enteln war aufgebaut, und ich sah viel fröhliche Gesichter.“ Das Jahr darauf verschlimmert sich der Zustand in Besorgnis erregender Weise, für Monate verliert sie den freien Gebrauch der Hände und Füße; nachdem der gefährliche Anfall selbst überstanden, bleibt immer noch eine starke Schwäche zurück, die wohl auf den beinahe völligen Mangel an Schlaf zurückzuführen sein mag. Die Ärzte empfehlen Gastein. Im Juli verläßt Caroline in Begleitung von Adelt und Li Tegel, so unbeschreiblich krank und vernichtet, daß sie die Treppen hinuntergetragen werden muß. Aber wie viel Herzensfreude wird ihr in dieser schrecklichen Leidenszeit zuteil. Wie unendlich wohlthuend die sorgende Liebe, von der sie sich auf Schritt und Tritt umgeben sieht. Nicht allein von den Thren: bei der Abfahrt des Wagens stehen die Angestellten des Hauses wehmütig bewegt am Schläge; ein jeder will noch einmal die Hand der milden, gütigen Herrin in der seinen halten; keiner hofft wohl, sie lebend wiederzusehen. Um so rückhaltloser die Freude, als nach glücklich beendeter Kur die Heimkehr der Genesenen bevorsteht. Der Tag der Ankunft ist ungewiß, niemand hat sie so zeitig erwartet. Sie will nun den Thren eine freudige Überraschung bereiten; bei der Einfahrt in Tegel läßt sie den Wagen halten, steigt aus und geht zu Fuß das letzte Stück der Allee hinunter, während die Kutsche langsam hinterherfährt. Da bläst der Postillion — und alles stürzt heraus, groß und klein, auch die Leute: „Die Mutter kommt! Und alle liefen mir mit Freude und Tränen entgegen. Ein seliger Moment.“

Gastein hat Wunder gewirkt, Caroline ist fast völlig geheilt. Auch im nächsten Sommer sucht sie, diesmal in der lieben Gesellschaft des Gatten, das Wildbad auf. Nun erlebt sie tief die gewaltige, majestätische Schönheit seiner Natur. Zwischen hohen Bergen das liebliche Thal, in das man durch um so schauerlichere Pässe und Schluchten gelangt, auf schwindlichem Steg, der droben am Felsen hängt. Den Hintergrund schließt eine stufenförmig ansteigende Bergreihe ab, am Fuße mit Tannen bewachsen, weiter hinauf mit spärlichem Krüppelholz, das seine Wurzeln rührend zäh wie mit eiserner Klammern in die Spalten und Risse der schroffen Felsen gegraben. Den Wipfel krönt ewiger Schnee. Von dort herab stürzt die Ache, kochend in wildem Tosen mit hoch aufsprühend geiferndem Gischt schäumend von Fall zu Fall. In einem kleinen Gedicht von nicht übler malerischer Wirkung hat Caroline, die auch sonst manch sinnige Weise erdacht, der Wasser brausenden Sturz besungen:

„Freudig wie ein Held im Siegen
Bricht er aus der Fessenschlucht;
Nimmer will die Kraft versiegen,
Schäumend seine Wogen fliegen
In des Tales tiefe Bucht . . .“

Gastein bewährt sich auch diesmal mit nicht minderem Erfolg. Die körperlichen Schmerzen sind gewichen.

Da faßt ein neues Seelenleid der Mutter Herz. Das längst Befürchtete tritt ein; sie soll sich von dem Lieblingskinde Gabriele trennen. Anfang 1827 wird Bülow zum Gesandten in England ernannt, schon am 30. März reist er ab. Gabriele bleibt vorerst noch bei den Eltern; doch im nächsten Jahr

soß sie folgen. Abgestreift von aller Blüte erscheint Caroline die Zukunft: „Diese Trennung von meiner geliebten Tochter ist für mich das Bitterste, was mir in der Lebensepoche, in der ich stehe, begegnen konnte.“ Soll sie versuchen, Bülow zurückzuhalten? Nur einen Augenblick schwankt die Mutter in der furchtbaren Pein ihres Herzens. Dann hat sie sich von allem Selbstischen los- und zum Sieg des Entfagens hindurchgerungen. Die am Ziele stehen, oder nahe daran, können und dürfen jene nicht hemmen und aufhalten, die noch die Laufbahn frei vor sich sehen. Wie weit entfernt wird Caroline die Tochter empfinden in der durch das Meer getrennten fremden Welt. Und wie lange wohl kann es sein zwischen Abschied und Wiedersehen. Denn wiedertommen wird Gabriele wohl einmal: „aber wird sie da ihre Mutter noch finden?“ Und Gabrielens zarte Seele bewegen wohl ähnliche Gedanken. Mutter und Kind greift die nahe Trennung in gleicher Weise an. Caroline kann es kaum fassen. Soll man sich denn nicht beunruhigen, wenn man so gar keine Vorstellung hat von den neuen Verhältnissen, in denen sich das geliebte Kind nunmehr bewegen wird? Also kurzer Entschluß: Mutterchen wird die Tochter selbst hinüberbringen. Dann weiß man doch wie und wo. Sie lernt dann Land und Leute kennen und das Haus, das Gabrielens neue Heimat werden soll. Der Vater wird sie begleiten, er kennt ja London von seiner Gesandtentätigkeit her zur Genüge.

Im Frühjahr 1828 wird die Reise begonnen. Sie geht über Paris. Von hier aus treffen die Reisenden nach günstiger Überfahrt Mitte Mai in

London ein. Angenehmer Aufenthalt in des Schwiegerohns freundlichem Heim. Die Mutter ist beruhigt. Humboldt erneuert die alten Bekanntschaften, vornehmlich mit den Gelehrtenreisen. Caroline hält sich mehr im Hause zurück. Das Gesellschaftsleben ist ihr zu anstrengend und ermüdend; die großartigen Dejeuners, die geräuschvollen Feste und Vergnügungen aller Art, die gerade hier Mode sind, bereiten ihr insgesamt in ihrer Eintönigkeit nur Langeweile, unterbrechen und kürzen zudem das letzte trauliche Zusammensein mit Gabriele in höchst unliebsamer Weise. Den Vormittag bringen Mutter und Tochter meist in einem der zahlreichen Museen und in Galerien zu, wo ihnen das Studium der unvergleichlich reichen und wertvollen Kunstschätze hohen Genuß bereitet. Sie besuchen die Kirchen, wohnen dem englischen Gottesdienst bei; lebhaftes Interesse erwecken die eigenartigen Zusammenkünfte der Quäcker. Durch die Innigkeit der Gebete und die felsenfeste Glaubenszuversicht, die sich darin ausdrückt, werden sie auf tiefste ergriffen und zur Andacht gestimmt. Der Nachmittag gehört hausfraulichen Konferenzen.

Nur allzu rasch vergehen die wenigen für den Aufenthalt bestimmten Wochen. Mitte Juli tritt man die Rückreise an: „Mein ganzes Gemüt ist von der nahen Stunde des Abschieds erschüttert, — Gottes Wille geschehe, nicht meiner! Ich muß mir oft diese einfachen, ernstesten Worte sagen, um einige Fassung zu erhalten. Wie soll ich noch weiter leben ohne meine Gabriele und die holden Kinder: O, mein Gott, mein Gott!“ Nur die Rücksicht auf die Thrigen, die doch ebenfalls an dem Schmerz der

Trennung schwer zu tragen haben, kann Caroline veranlassen, sich nach außen hin mit Aufbietung aller Kraft zu beherrschen; innerlich verzehrt sie der wildeste Schmerz: „Es kann niemand ergebener sein, das, was das Leben bringt, zu tragen, wie ich. Aber deshalb kann ich mir nicht den Schmerz abhandeln lassen, den mir diese Wendung des Schicksals meiner Kinder und des meinen bereitet. Wenn einem der Schmerz nicht bliebe, was wohl bliebe einem oft?“ Die Stunde des Abschieds ist da. Gabriele geleitet die Mutter bis auf das Schiff. Mit lieben Händen glättet sie ihr sorgsam und lind das Bett für die Nacht. Eine letzte lange heiße Umarmung. Dann steigt die Tochter die Schiffstreppe hinab, und aus dem nächtlichen Dunkel tönt von der Themse herauf ihre süße Stimme ein trauriges Lebewohl. Ein leises Plätschern des Kiels, der regelmäßige Ruderschlag des sich entfernenden Nachens — und nichts mehr. „O Gott, Trennung ist doch Tod!“ . . .

Wieder in Tege. Wie sehr hat Caroline sich vor dieser Heimkehr gefürchtet. Jedes Plätzchen, jeder Gegenstand erinnert sie aufs neue an die, ach, so ferne Tochter. Welche Totenstille in den weiten Räumen des Hauses. Dort die Turmtür, durch die Gabriele gegangen: wie lange wird sie dieselbe anschauen müssen, bis zu der Rückkehr, Gott, wie lange! Hier das Arbeitskörbchen: ein zusammenge-rollter Fegen Papier liegt darin — eines der häufigen kleinen Billetts von der teuren Hand der Vermissten, wegen irgend einer belanglosen häuslichen Angelegenheit, aber: „Meine Augen schwammen in Tränen“. Beim Anblick des Sees: „Ich muß immer denken,

wie diese Wogen mich zu dir tragen könnten.“ Während der Abwesenheit der Familie ist das Schloß vorgerichtet. Die plastischen Bildwerke heben sich von dem frischgeweißten Hintergrunde schärfer ab, als ehedem. Auch da: „Und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an; was hat man dir, du armes Kind, getan? O Gott, alles, alles hat das Schicksal mir angetan, denn mein ganzes Leben ist ein anderes, und lange werde ich brauchen, um mich an das verödete zu gewöhnen.“ Oft spricht die Mutter mit Li von der fernen Schwester. Dann freilich kann es mitunter geschehen, daß beide inmitten des lebhaftesten Gesprächs plötzlich verstummen, und die Tränen rinnen ihnen unaufhaltsam die Wangen herab. Doch solch Weinen ist gut.

Wie dunkle Schatten legt es sich auf Carolinens Dasein seit der Trennung vom geliebtesten ihrer Kinder. Nur in der Ergebung unter einen höheren Willen vermag sie sich die Ruhe und den Frieden zurückzugewinnen, nach denen ihre Seele verlangt. „Sein Wille geschehe . . . Mit ihr schwand die Blüte meines Lebens, doch ich unterwerfe mich schweigend.“ Jedes wehmütig stille Erinnern ist fortan unauflöslich verknüpft mit dem süßen, heiligen Schwellen des Herzens empor zu den Bergen, von denen die Hilfe kommt: „Jeder Gedanke an dich ist ein inniges und demütiges Gebet um Segen für dich.“ Eindringlich mahnt sie ihr Kind, doch auch seinerseits an das Eine sich zu halten, das not, an die über alles Verstehen innige Verbindung des Irdischen mit dem Ewigen, des Vergänglichen mit dem, was niemals vergeht. Würfte sie Gabriele so versorgt in Berührung mit der Fülle, dem eigent-

lichen und einzigen Reichtum der Menschheit, es wäre ihr leichter ums Herz: „Die Liebe, die göttlichen Ursprungs ist, die er den Menschen mit auf die Wege des Lebens gab, die wird uns dereinst auch zurückleiten zu ihm, der solcher Liebe heiliger Urquell ist. Wie die Zukunft sich mehr und mehr dir entwickeln wird, meine Gabriele, so wird die Tiefe des Lebens und deiner eigenen Brust dir immer anschaulicher werden:

Man geht aus Nacht in Sonne,
Man geht aus Schmerz in Wonne,
Aus Tod in Leben ein!“

. . . Trennung ist Tod . . . Zu Ende des Jahres erkrankt Caroline von neuem in heftigster Weise; sie fühlt sich zum Sterben matt. Humboldt ist wie vernichtet: „Das Zusammenleben mit meiner Frau,“ schreibt er an Goethe, „war und ist die Grundlage meines Lebens, ich fühle mich daher in meinem Innersten angegriffen und zerstört.“ Noch einmal gelingt es der aufopferungsvollen Sorgfalt und Pflege der Ihren, sie dem Tode zu entreißen; der Würgengel geht vorbei. Aber es kommt zu keiner rechten Genesung; es ist ein lehtes zuckendes Aufblätern des Lichtes vor dem Erlöschen. Über den endlichen Ausgang der Krankheit kann ein Zweifel nicht mehr bestehen. Caroline selbst fühlt, daß die Auflösung nahe bevorsteht. Ruhig und gefaßt sieht sie dem Ende entgegen. Im Rückblick auf ihr Leben, das so überreiche Frucht getragen an allem Guten und Schönen, kann sie die Welt verlassen mit dem sieghaften Bekenntnis: „Es ist ein Mensch fertig.“ Warum also den Tod fürchten? Wie groß auch das Leid; die Milde und das Erbarmen, die

uns hinübergeleiten, sind tausendmal größer, als alle Qual. Sie hat es ja an sich erfahren, in schmerzreichen Stunden hat sie sich zum Frieden hindurchgerungen, zu dem Frieden, den nur Gott gibt, „in Hoffnung einer ewigen Erbarmung.“ Nur eins, wenn das nur nicht so schwer wäre: Die letzten Gedanken kehren immer wieder zu der fernen Tochter zurück, und noch einmal greift die ermattende Hand zur Feder, um dem geliebten Kinde Worte der Liebe, der Sehnsucht und des Trostes zu senden: „Diese bange Trennung. Ach, Gabriele, endet sie, oder das schwache Leben früher? . . . Umarme die Kinder alle. Gott segne und behüte sie, o, meine Gabriele, auch dich und uns alle nehme er in seinen heiligen Schuß. Deine arme kranke Mutter.“ Ihr Herz ist voll Dank gegen Gott, der ihr gnädig die Frist vergönnte, ihr Kind noch selbst in das fremde Land zu geleiten. Hätte sie das nicht mehr gekonnt, es würde nun schrecklich sein. — Wenige Tage vor ihrem Hinscheiden läßt sie das Bett in den Salon tragen, wo die Porträts der Kinder hängen, ihre „Unschuldswelt“. Sie liegt Stunde um Stunde, den Blick unverwandt den Bildern zugeteilt, als wolle sie noch einmal die lieben Züge sich tief einprägen, um sie mit hinüber zu nehmen auf die weite Reise dorthin, wo sich die irdische Liebe zur ewigen verklärt.

Am 26. März 1829 wird Caroline von ihrem schweren Leiden durch einen sanften Tod erlöst. Bis zuletzt behält sie die volle Besinnung und spricht mit klarer und fester Stimme zu den Umstehenden. Den Gatten begrüßt sie bei seinem Eintritt in das Sterbezimmer mit einem zärtlichen „teurer Freund“. In

inniger Umarmung drückt sie einen Abschiedskuß auf seine Lippen: . . . „Weint nicht, seid ruhig!“ Und leiser und leiser tönt's vom Munde der Sterbenden: „Nimm mich, nimm mein Leben. . . Stille, in die stille Nacht. . . Gott, ich bitte, nur keine Konvulsionen.“ Das Ende ist ganz von Frieden umflossen, kein Todeskampf, keine Zuckung entstellt das liebe erblassende Antlitz. Plötzlich greift die Hand wie krampfhaft nach dem Herzen. Es ist aus. Voll heftet sie das brechende Auge auf Gabriels Bild, von da zur „Krönung der Maria“ und „schläft sehr sanft hinüber“. . . Sie wollte in Tegel begraben sein, im Schatten der mächtigen Eiche und bei den dunklen Tannen am Fuße des Weinbergs: „Man sieht da das Schloß.“ Vor dem Plage grünt freier Rasen, der sich bis zum Wohngebäude erstreckt; dahinter und rechts der Park, zur Linken wieder Feld mit Ausblick über den See. Humboldt hat der Gattin ein einfach schönes Grabmal gesetzt. Die Idee gehört ihm selbst, die Ausführung Schinkel an. Auf einer Säule von poliertem Granit erhebt sich die Kopie von Thorwaldsens „Hoffnung“. Der Eindruck wird erhöht durch das polychrome Material: Das Fußgestell besteht aus grauem schlesischem, Sockel und ionisches Kapital aus blendend weißem tarrarischem Marmor. Um die Säule herum zieht sich im Halbrund eine Bank. Das Ganze ist von einem eisernen Gitter umgeben.

„Es ist ein Mensch fertig“. . . Nicht kürzer und treffender hätte Caroline den Zusammenhang ihrer inneren Entwicklung zur Fülle der Harmonie und zur Höhe der Menschlichkeit charakterisieren können. Ihr Leben ist ein einziges Steigen empor aus der

Tiefe zum Licht, aus dem Dunkel zu immer reinerer Klarheit. Die treibende Macht aber, die zentrale Kraft, um die alle anderen Fähigkeiten sich sammeln in freiem Spiel, in die sie immer wieder zurück-, aus der sie herausstrahlen wie aus einem Brennpunkt, der allen Glanz in sich trinkt und in sich vereint, ist die Liebe. Und schon in frühester Jugend war es ihre innigste Überzeugung: Alles auf Erden sinke zurück, nachdem es einen gewissen Grad erreicht habe, nur nicht das einzige Empfinden der Liebe. Sie allein nehme nur immer zu auf eine unbegreifliche Weise. Daran hat Caroline festgehalten all ihr Leben lang. Dreißig Jahre später gibt sie in einem ihrer Briefe demselben Gedanken Ausdruck, nur, dem Maße des Werdens und der Reife entsprechend, in noch bestimmterer Form: „Wenn mir doch manchmal unaussprechlich weh wird und sich meine Augen und mein Herz mit Tränen füllen, so denke ich dann, daß es ja alles vorwärts, entgegenströmend geht jenem großen Ozean des Lebens und der Liebe, aus dem alle Gestalten hervorgehen und in den sie wieder versinken, und es wird still und klar in meiner Seele.“

Humboldt ist zunächst fassungslos; die Welt erscheint ihm öde und leer: „Ich sehe mich wie abgetrennt von den Menschen an, seitdem dies Band zwischen mir und der Welt zerrissen ist.“ Aber endlich lindert sich der Schmerz in Kraft der allgewaltigen Liebe. Waren die Gatten nicht auch im Leben oft und lange räumlich voneinander getrennt, und blieben ihre Seelen nicht trotzdem in Liebe unlöslich verbunden? So kann sie selbst der Tod nicht trennen. Humboldt liebt die teure Entschlafene

wie eine in der Gegenwart noch Lebende. Ja, das mit den Jahren beständig gesteigerte Gefühl für die Gattin erreicht seinen Höhepunkt eigentlich erst nach ihrem Hingange. Sie lebt ihm in der Erinnerung: täglich aufs Neue liest er ihre Briefe, sichtet und ordnet unermülich. Sie werden das Mittel zum trauten Verkehr, zum persönlichen Umgang mit der Verklärten. Sie sind von nun an seine Welt: „Ich lese wieder und wieder und finde darin die süßesten Stunden des Tages. Ich lebe eigentlich darin,“ schreibt er an Frau von Wolzogen. „Caroline war ein unbegreiflich großes, reiches und starkes und so durch und durch graziöses Wesen. Immer die tiefste Wahrheit, der höchste Schwung, die ungebundenste Freiheit und die reinste Güte. So zeigen sie die Briefe aller Epochen. Sie . . . sind eine wahrere und tiefere Schilderung der Liebe, als ich je gelesen habe.“

Und was ihm schon bei Lebzeiten der Gattin immer als ein besonders hohes Glück erschien, daß er mit ihr in gleichem Alter stand, das wurde ihm nun ein Quell des Trostes: Der Vorzug sei, man könne so recht, recht lange zusammen leben und dann so scheiden, daß der eine nicht länger zurückbleibe, als um eben noch nachzuholen, was der Dahingegangene nicht mehr zu vollbringen vermocht, und sich dann selber zur Folge anschicke. So wird ihm der Tod der Gattin zugleich eine Brücke zum Jenseits, ihre Liebe die Psycheschwinge, die auch ihn nun bald zu höheren Sphären tragen wird — zu ihr, der in alle Ewigkeit Geliebten. Das war ja das teuerste Vermächtnis der Edlen: die glaubensfreudige, liebeerfüllte Hoffnung auf ein Wiedersehen, die sie

in ihm geweckt und stetig mehr und mehr genährt. Wie oft hatte ihr trauter Mund es ausgesprochen: Das Vorangehen derer, mit denen man die Frühe des Lebens gelebt und genossen, wirkte freilich verödnend: „Die bekannten Gestalten schwinden — fremde drängen sich ein — so ist der Mensch, daß er das nicht ohne tiefen Schmerz empfindet.“ Es währe wohl lange, ehe man den Gedanken gefaßt, sich an ihn gewöhnt habe, „daß die Züge, an denen man hing, im Schoße der Erde liegen, daß die Sonne, die einen wärmt und erfreut, nicht mehr von ihnen erblickt wird.“ Der Schmerz ist immer das Nächste, die Schwäche der Menschennatur fordert ihr Recht, und Tränen sind das Erste, was man ihr zollt. Doch nach und nach erfüllt seliges Ahnen das kummerbeschwerte, verzweifelnde Herz. „Aus jedem Verlust entwickelt sich eine höhere Empfindung, eine klarere Ansicht und Blick nach dem Ziele, dem wir alle entgegenwallen.“

An ein persönliches Wiedersehen nach dem Tode glaubt Humboldt nicht, aber: „Die Kraft gegenseitiger Liebe ist doch ewig und, ohne daß man es weiß, fortwährend, und wenn der eine den kühnen Schritt vorangetan hat, sind für den anderen beide Welten wirklich verbunden . . .“ —



Literatur über Caroline von Humboldt

Es sind vor anderen Werken benutzt worden:

- Bülow, Gabriele von. Ein Lebensbild aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder, 1791—1887. 13. Auflage. Berlin 1909. Mittler & Sohn.
- Geiger, O.: Goethes Briefwechsel mit Wilhelm, Alexander und Caroline von Humboldt. Berlin 1909. Bondy.
- Hayn, R.: Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik. Berlin 1856. Gärtner.
- Humboldt, Wilhelm von: Briefe an eine Freundin. Leipzig 1860. F. A. Brodhaus.
- , Caroline von: Briefwechsel mit Rahel und Barnhagen. Hsg. von A. Leitzmann. Weimar 1896. Böhlau.
- , Caroline von: Neue Briefe Hsg. von A. Leitzmann, Halle a/S. 1901. Niemeyer.
- , Caroline von: in ihren Briefen an Alexander von Rennekampff. Hsg. von A. Stauffer. Berlin 1904. Mittler & Sohn.
- , Caroline von: Briefe an den Grafen Schlabrendorff. Mitget. von H. Wenzel in der Wochenschrift „Im neuen Reich“. VIII. Jahrg., 1878. II. Bd. Leipzig. Hirzel.
- , Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt: Lettres à Geoffroi Schweighäuser. Par A. Laquante. Berger-Levrault et Cie, Editeurs. Paris-Nancy 1893.
- Humboldt, Wilhelm und Caroline von: in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Bd. I—V. Berlin 1910/12. Mittler & Sohn.
- Schiller, Charlotte von, und ihre Freunde. Stuttgart 1860 65. Cotta.
- Wolzogen, Caroline von: Literarischer Nachlaß. Leipzig 1848, 49. Breitkopf & Härtel.







280762

Frauenleben...
Wien, A. Caroline von
Humboldt.

CT3200
F7
v. 16

OCT 28 1894 *Stappert* 10 1891

11-6-29

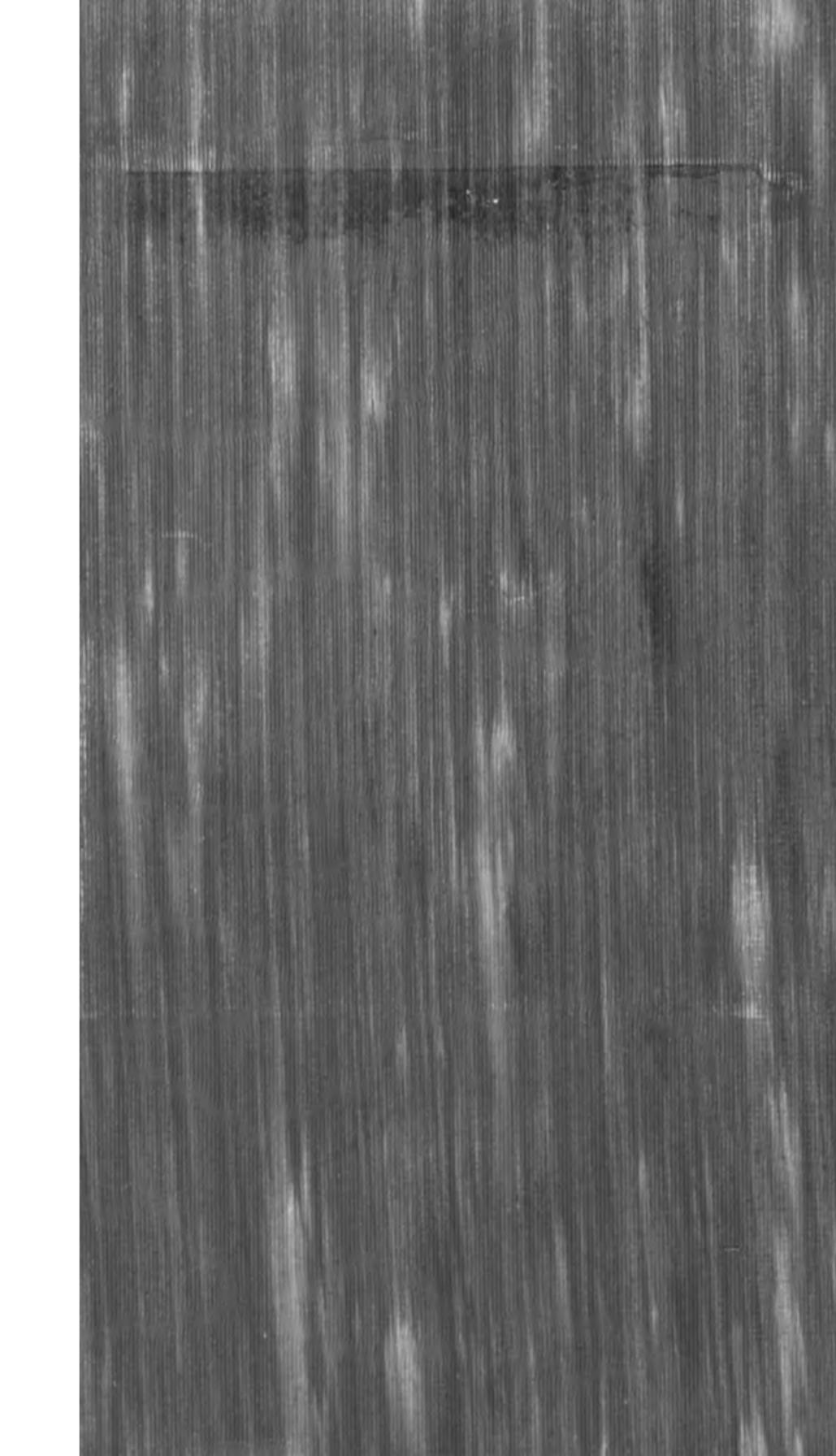
July 5 '43 *sent list* JUN 28 1943

280762

*Frauenleben
Wien, Alfred -*

CT3200
F7
v. 16

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



280762

Frauenleben...
Wien, A. Caroline von
Humboldt.

CT3200
F7
V.16

OCT 28 1894 Stappert 10 14 11

11-6-24

July 5 '43 Diet lit

JUN 28 1943

280762

Frauenleben
Wien, Alfred

CT3200
F7
V.16

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

